

GWZ Berlin
Das Forschungsjahr
2008



Titel

Carl Gustav Carus: Die Dreisteine im Riesengebirge, 1826
Galerie Neue Meister, Staatliche Kunstsammlungen Dresden,
Photo: Gerhard Reinhold

Carl Gustav Carus (1789–1869), der von 1814 bis zu seinem Tode in Dresden lebte, war weit mehr als ein bedeutender Künstler. Er war eine Persönlichkeit von universalem Zuschnitt und gehörte zu den herausragenden Exponenten des geistigen und wissenschaftlichen Lebens seiner Zeit. Der Arzt, Naturphilosoph, Literat, Maler und Zeichner Carl Gustav Carus nimmt im Spektrum zwischen Kunst, Wissenschaft und Philosophie der Natur des frühen 19. Jahrhunderts eine besondere Position ein. Neben Friedrich Schelling, dem Naturforscher und Philosophen Lorenz Oken und Alexander von Humboldt prägte vor allem Johann Wolfgang von Goethe, mit dem er in regem Briefkontakt stand, sein Natur- und Weltbild. Physik und Metaphysik, Natur und Kultur, Wissenschaft, Kunst und Leben, Leib und Seele, Gesundheit und Krankheit, Geburt und Tod werden in seinem Werk in eine enge Verbindung gebracht. Ein Leben lang bewegte sich Carus mit staunenswerter Energie und unerschöpflicher Wissbegierde zwischen den Polen Kunst und Wissenschaft, zwischen dem „romantischen“ Versuch, Geist und Natur als ganzheitliches Prinzip zu denken, und dem Bestreben, sie positivistisch, in all ihren Facetten zu erkunden und darzustellen – insofern können wir heute in ihm einen Vorläufer transdisziplinärer Forschungen sehen.

Geisteswissenschaftliche Zentren Berlin
Centers for Advanced Study in the Humanities

Bericht über das Forschungsjahr 2008

Nr. 13

Wir danken für die Projektförderung im Jahr 2008:

dem Land Berlin und der Senatsverwaltung für Bildung, Wissenschaft und Forschung
dem Bundesministerium für Bildung und Forschung
der Deutschen Forschungsgemeinschaft
der European Commission und Cost Office
der VolkswagenStiftung
der Alexander von Humboldt-Stiftung
der Investitionsbank Berlin
der Exekutivagentur Bildung, Audiovisuelles und Kultur
dem Auswärtigen Amt
der Fritz Thyssen Stiftung
dem Deutschen Akademischen Austausch Dienst
der Bundeszentrale für Politische Bildung
der European Science Foundation
der Graduate School Muslim Cultures & Societies
der Amerikanischen Botschaft, Berlin
dem Institut für Auslandsbeziehungen e.V.



Am Baudenkmal *Mittelhof*, dem Arbeitsort des ZMO, stand im Jahr 2008 die Erhaltung des kulturellen Erbes im Mittelpunkt – die im Jahr 2007 begonnene denkmalgerechte Sanierung der Fenster wurde fortgesetzt und zudem mit der Sanierung der „Treppe zur Rehwiese“ begonnen. Diese Arbeiten werden im Jahr 2009 weitergeführt, weitere Baumaßnahmen werden folgen.

Wir danken der Senatsverwaltung für Stadtentwicklung für die Durchführung der Arbeiten sowie dem Landesdenkmalamt und dem Bezirk Steglitz-Zehlendorf für die begleitende Unterstützung.



Wir danken für die Unterstützung unserer Arbeit:

dem Förderverein Freunde und Förderer des Zentrums für Literatur- und Kulturforschung e. V.,
dem Förderverein Gesellschaft zur Förderung des Zentrums Moderner Orient e. V. und unseren privaten Spendern.

9 Einführung

11 Der Trägerverein GWZ Berlin e. V.

13 Vorgeschichte, Status, Perspektiven

14 Gremien

16 Finanzierung, Projekte, Personal

21 Wissenschaftliche Beiräte

23 Forschungspreis der Alexander von Humboldt-Stiftung für Carlo Ginzburg

23 Sibylle Salewski: Die Welt im Kleinen suchen.

Veröffentlicht in „Der Tagesspiegel“ am 17. Juli 2008

25 Personalia

34 Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der GWZ Berlin per 30. Juni 2009

37 Reflexionen. Aus der Forschung der Zentren

39 Manfred Krifka: Die schwarze Insel: Erste Schritte auf Ambrym

53 Mathias Schenner: Auf der Suche nach eingebetteten Sätzen im Pirahã

65 Sonja Hegasy: Lev Nussimbaum – Essad Bey – Kurban Said.

Ein Schriftsteller zwischen Orient und Okzident

73 Zaal Andronikashvili: Denkmalkultur in Georgien

83	Die Zentren im Forschungsjahr 2008
85	Zentrum für Allgemeine Sprachwissenschaft
87	Forschungsprofil und Mitarbeiter
93	Forschungsprojekte
109	Veranstaltungen und Gäste
123	Publikationen, Vorträge und Lehrtätigkeit
147	Zentrum für Literatur- und Kulturforschung
149	Forschungsprofil und Mitarbeiter
151	Forschungsprojekte
159	Veranstaltungen und Gastwissenschaftler
179	Publikationen, Vorträge und Lehrtätigkeiten der Mitarbeiter
207	Das Zentrum Moderner Orient
209	Forschungsprofil und Mitarbeiter
219	Forschungsprojekte
227	Veranstaltungen und Gäste
235	Publikationen, Vorträge, Lehrtätigkeit und Öffentlichkeitsbeiträge der Mitarbeiter
259	Impressum



Gilbert Garcin *Invitation au voyage*

Einführung

Das Jahr 2008 war für die Geisteswissenschaftlichen Zentren Berlin ein Jahr der Veränderung – thematisch, strukturell und personell. Denn am 1. Januar 2008 begann mit der zweiten Förderphase für die Zentren eine neue Ära.

Auf der Grundlage einer Landesförderung erhalten die Zentren nun vom Bundesministerium für Bildung und Forschung eine Projektförderung in der *Ergänzungsausstattung* für die Forschungsprogramme *Einbettung, Verknüpfung und Konstituentengrenzen in Sprechsprache, Grammatik und Diskurs* am ZAS, *Europäische Kultur- und Wissenschaftsgeschichte* am ZfL und *Muslimische Welten: Welt des Islams? Entwürfe, Praktiken und Krisen des Globalen* am ZMO, die an die Stelle der bisherigen Projektförderung für die *Ergänzungsausstattung* durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft in den Jahren 1996 bis 2007 getreten ist. Die Projektförderung des Bundesministeriums für Bildung und Forschung in der *Ergänzungsausstattung* wird durch themenspezifische Forschungsprojekte und Veranstaltungen ergänzt, für die die Zentren auch weiterhin Mittel bei Fördereinrichtungen – wie beispielsweise der Deutschen Forschungsgemeinschaft, der VolkswagenStiftung, der Fritz Thyssen Stiftung, der European Commission, der European Science Foundation, dem Hauptstadtkulturfonds oder dem Auswärtigen Amt – einwerben. Ermöglicht wurden die Förderungen in Form der drei Säulen *Grundausstattung, Ergänzungsausstattung* und *Einzelbewilligungen* im Kontext der Empfehlung des Wissenschaftsrats vom 31. Januar 2006. Insofern sind die Fördermittel für die Zentren – anders als bei einer Reihe von vergleichbaren Forschungsvorhaben, die beispielsweise im Rahmen der Exzellenzinitiative des Bundes und der Länder zur Förderung von Wissenschaft und Forschung an deutschen Hochschulen eingerichtet und bewilligt wurden – nicht nur als Investition in die Zukunft für Pläne und Absichten zu verstehen, sondern zugleich als Ergebnis für das von den Zentren seit 1996 Geleistete.

Über die thematischen, strukturellen und personellen Veränderungen ab dem Jahr 2008 sowie über die einzelnen Aktivitäten der Zentren im Berichtsjahr informiert der Teil *Die Zentren im Forschungsjahr 2008* (S. 83ff.), über die Gremien sowie über die finanzielle Ausstattung der Zentren der Teil *Der Trägerverein* (S. 11ff.), über die laufenden Projekte der jeweilige Berichtsteil der einzelnen Zentren (S. 85ff. ZAS; S. 147ff. ZfL; S. 208ff. ZMO)

sowie das Organigramm Nr 3. Zudem werden im Teil *Reflexionen* (S. 37ff.) erneut Projekte und Aktivitäten, so u. a. die Forschungsreise des Direktors des ZAS auf die Südseeinsel Ambrym, vorgestellt, die einen exemplarischen Einblick in die Themen, Fragestellungen und Ergebnisse der Forschung an den Zentren geben.

Es gibt also für die Zentren Grund genug zur Freude. *Zukunft für die Geisteswissenschaftlichen Zentren Berlin* hieß denn auch die Festveranstaltung am 30. Juni 2008, auf der die neuen Forschungsprogramme vorgestellt wurden. Frieder Meyer-Krahmer, Staatssekretär im Bundesministerium für Bildung und Forschung, und Jürgen Zöllner, Senator für Bildung, Wissenschaft und Forschung des Landes Berlin, ehrten die Zentren auf der Festveranstaltung mit einem Grußwort und bekundeten nochmals die aktive Unterstützung ihrer Häuser für die Zentren. Carlo Ginzburg von der Scuola Normale Superiore in Pisa, dem im Jahr 2008 der Humboldt-Forschungspreis für Forschungsaufenthalte am Zentrum für Literatur- und Kulturforschung verliehen wurde, hielt den Festvortrag zum Thema *Reproduction/Reproduction. An Experiment in Historical Anthropology*.

Der Vorstand der Geisteswissenschaftlichen Zentren Berlin
Sigrid Weigel (Vorsitzende), Ulrike Freitag, Manfred Krifka

Berlin, im Dezember 2008

Der Trägerverein *GWZ Berlin e.V.*



Zukunft für die Geisteswissenschaftlichen Zentren Berlin hieß die Festveranstaltung, die am 30. Juni 2008 im Leibniz-Saal der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften stattfand und auf der die neuen Forschungsprogramme der Zentren ab 2008 von Sigrid Weigel, Vorstandsvorsitzende der GWZ Berlin, vorgestellt wurden. Frieder Meyer-Krahmer, Staatssekretär im Bundesministerium für Bildung und Forschung, und Jürgen Zöllner, Senator für Bildung, Wissenschaft und Forschung des Landes Berlin, eröffneten die Festveranstaltung mit ihren Grußworten. Carlo Ginzburg von der Scuola Normale Superiore in Pisa, dem im Jahr 2008 der Humboldt-Forschungspreis der Alexander von Humboldt-Stiftung für Forschungsaufenthalte am Zentrum für Literatur- und Kulturforschung verliehen wurde, hielt den Festvortrag zum Thema *Reproduction/Reproduction. An Experiment in Historical Anthropology*. Für die musikalische Umrahmung sorgten dOWNTOWN gROOVE: Thomas Schmidt-Ott (Cello), Daniel Mattar (Vocal), Matti Klein (Piano) und Daniel Cordes (Bass).

Photo: In der ersten Reihe (von links): Ulrike Freitag, Frieder Meyer-Krahmer, Jürgen Zöllner, Sigrid Weigel, Klaus Briegleb und Luisa Ciammitti während des Vortrags von Carlo Ginzburg.

Auf dem Photo fehlt mit Manfred Krifka ein Vorstandsmitglied und Direktor der GWZ Berlin, er weilte zu diesem Zeitpunkt im Rahmen einer Forschungsreise auf der Insel Ambrym. Sein Bericht über diese Reise kann im Teil *Reflexionen* auf Seite 39ff. nachgelesen werden.

Vorgeschichte, Status, Perspektiven

Auf Grundlage der Empfehlungen des Wissenschaftsrats vom Juni 1991 und vom November 1994 initiierte der Wissenschaftssenator im Land Berlin Ende 1995 die Gründung des Vereins *Geisteswissenschaftliche Zentren Berlin e. V.* und übertrug ihm die Trägerschaft für drei Forschungszentren,

das *Zentrum für Allgemeine Sprachwissenschaft*,
 das *Zentrum für Literatur- und Kulturforschung*,
 das *Zentrum Moderner Orient*.

Am 1. Januar 1996 nahmen die drei Zentren – nach vierjährigem Vorlauf in der von der Max-Planck-Gesellschaft eingerichteten und betreuten *Fördergesellschaft Wissenschaftliche Neuvorhaben mbH* – ihre Tätigkeit auf. Innerhalb der ersten zwölfjährigen Förderphase bis zum 31. Dezember 2007 wurden von den drei Zentren 394 Projekte im Rahmen von 47 Bewilligungen der Deutschen Forschungsgemeinschaft und 75 Projekte im Rahmen von Einzelbewilligungen – u. a. der Alexander von Humboldt-Stiftung, des Auswärtigen Amtes, des Bundesministeriums für Bildung und Forschung, der European Commission, der European Science Foundation, der Fritz Thyssen Stiftung, des Hauptstadtkulturfonds, des Instituts für Auslandsbeziehungen, der VolkswagenStiftung, der Kulturstiftung des Bundes, des Wissenschaftskollegs zu Berlin – bearbeitet. Für diese Forschungsarbeit wurden von den Zentren in dem gesamten Zeitraum Mittel in Höhe von mehr als 75 Millionen Euro eingeworben: Die Zuwendung des Landes Berlin betrug ca. 27 Millionen Euro, zudem konnten ca. 48 Millionen Euro an Drittmitteln eingeworben werden, davon 42 Millionen Euro von der Deutschen Forschungsgemeinschaft und ca. 6 Millionen Euro von weiteren Forschungsfördereinrichtungen.

Die aktuelle Förderung des Landes Berlin seit 1. Januar 2008 in der *Grundausrüstung*, des Bundesministeriums für Bildung und Forschung für drei Forschungsprogramme in der *Ergänzungsausrüstung* sowie einer Reihe von *Einzelbewilligungen* nationaler und internationaler Fördereinrichtungen – wie der Deutschen Forschungsgemeinschaft, der Fritz Thyssen Stiftung, der VolkswagenStiftung, der European Commission oder der European Science Foundation – basiert auf einer Empfehlung des Wissenschaftsrats vom 30. Januar 2006. Gegenwärtig arbeiten ca. 100 Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler verschiedener Disziplinen zu Themen problemorientierter Grundlagenforschung an den Zentren. Die Zentren sind trans- und interdisziplinär ausgerichtet. Eine an aktuellen Forschungsfragen orientierte Struktur erlaubt es, jederzeit neue Themen aufgreifen und so zur Entwicklung der Geisteswissenschaften beitragen zu können. Seit ihrer Gründung kooperieren die Zentren eng mit den Berliner Universitäten, nicht zuletzt in der Ausbildung des wissenschaftlichen Nachwuchses: Derzeit arbeiten 20 Doktoranden an den Zentren, die meist in aktuelle Forschungsprojekte eingebunden sind.

Gremien

In der Satzung des Trägervereins Geisteswissenschaftliche Zentren Berlin e.V. ist die Gremienstruktur festgelegt. Organe des Vereins sind die Mitgliederversammlung und der Vorstand.

Die *Mitgliederversammlung* wurde im Berichtsjahr satzungsgemäß einmal am 1. Dezember 2008 einberufen. Die Ergebnisse der Mitgliederversammlung können wie folgt zusammengefasst werden: Nach den Berichten der Vorstandsvorsitzenden, der Direktoren sowie des Geschäftsführers über die Tätigkeit des Vorstands, die Arbeit in den Zentren sowie zum Jahresabschluss 2007 und zur Prüfung der Jahresrechnung für das Geschäftsjahr 2007 wurde der Vorstand entlastet. Der Wirtschaftsplan 2009 für die Grundausrüstung wurde nach dem Bericht des Geschäftsführers zur Aufstellung des Plans und einer Diskussion mit einem Umfang in Höhe von 2.252.700 Euro einstimmig beschlossen – davon wurde bei veranschlagten 12.700 Euro eigenen Einnahmen ein Betrag in Höhe von 1.711.900 Euro für Personalausgaben und 540.800 Euro für Sächliche Ausgaben eingepplant –, wobei die Zuwendung des Landes Berlin für die Grundausrüstung bei 2.240.000 Euro lag. Herr Prof. Dr. Christophe Jaffrelot, Centre d'études et de recherches internationales, wurde gemäß § 9 der Satzung für die Dauer von drei Jahren (2009 bis 2011) zum Mitglied des Wissenschaftlichen Beirates für das Zentrum Moderner Orient bestellt.

Der Mitgliederversammlung gehören an:

Die *Freie Universität Berlin*

vertreten durch die Erste Vizepräsidentin, Professorin Dr. Ursula Lehmkuhl;

Die *Humboldt-Universität zu Berlin*

vertreten durch den Präsidenten, Professor Dr. Dr. h.c. Christoph Marksches;

Die *Technische Universität Berlin*

vertreten durch Professor Dr. Günter Abel;

Die *Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften*

vertreten durch den Wissenschaftsdirektor; Dr. Wolf-Hagen Krauth;

Die *Akademie der Wissenschaften und der Literatur, Mainz*

vertreten durch den Generalsekretär, Professor Dr. Claudius Geisler;

Das *Institut für deutsche Sprache, Mannheim*

vertreten durch den Direktor, Professor Dr. Dr. h.c. mult. Ludwig M. Eichinger, Versammlungsleiter;

Die *Gründungsdirektoren der Geisteswissenschaftlichen Zentren Berlin*
Professor Dr. Peter Heine, Professor em. Dr. Dr. h.c. Eberhard Lämmert,
Professor Dr. Ewald Lang;

Die *Direktoren der Geisteswissenschaftlichen Zentren Berlin*
Professorin Dr. Ulrike Freitag, Professor Dr. Manfred Krifka,
Professorin Dr. Dr. h.c. Sigrid Weigel.

Der Mitgliederversammlung gehören als ständige Gäste an:

Das *Bundesministerium für Bildung und Forschung*
vertreten durch Dr. Angelika Willms-Herget bzw. Dr. Karin Korn-Riedlinger;

Das *Land Berlin*
vertreten durch Dr. Thomas Wißler und Dr. Ilona Baudis,
Senatsverwaltung für Bildung, Wissenschaft und Forschung.

Der *Vorstand* wird von der Mitgliederversammlung auf fünf Jahre bestellt, ihm gehören die **DIREKTOREN** der drei Zentren an.

Professorin Dr. Dr. h.c. Sigrid Weigel (Vorsitzende),
Professorin Dr. Ulrike Freitag, Professor Dr. Manfred Krifka.

GESCHÄFTSFÜHRER

Wolfgang Kreher

Finanzierung, Projekte, Personal

Im Jahr 2008 wurden seitens der GWZ Berlin Mittel in Höhe von 8.745.340,51 Euro für die satzungsgemäßen Forschungsaufgaben der Zentren bei den Zuwendungs- und Projektgebern abgerufen. Davon betragen die Ausgaben

- aus der Zuwendung des Landes Berlin 2.216.834,85 Euro für die *Grundausrüstung*¹,
- aus den Mitteln der *Ergänzungsausrüstung*² 4.581.328,55 Euro (davon 3.436.362,70 Euro aus Mitteln des Bundesministeriums für Bildung und Forschung und 1.144.965,85 Euro aus Mitteln der Deutschen Forschungsgemeinschaft für den Abschluss von Projekten der ersten Forschungsphase bis 2007),
- aus den Mitteln von *Einzelbewilligungen* des Bundesministeriums für Bildung und Forschung³, der Europäischen Kommission⁴, der VolkswagenStiftung⁵, der Deutschen Forschungsgemeinschaft⁶, der Alexander von Humboldt-Stiftung⁷, der Investitionsbank

1 Im Jahr 2008 betrug die Zuwendung des Landes Berlin 2.240.000,00 Euro. Zudem wurden von den Zentren eigene Einnahmen in Höhe von 20.899,85 Euro (z. B. aus Veröffentlichungen und Vermietungen) erzielt. Ein Betrag in Höhe von 2.100,00 Euro wurde im Zuge von Altersteilzeit aus dem Jahr 2007 in das Jahr 2008 übertragen. Die Ausgaben der Zentren beliefen sich im Jahr 2008 auf 2.216.834,85 Euro, zudem wurde ein Betrag in Höhe von 41.000,00 Euro für klar definierte Aufgaben aus dem Jahr 2008 in das Jahr 2009 übertragen.

2 Anstelle der bisherigen *Ergänzungsausrüstung* im Rahmen der Projektförderung der DFG in den Jahren 1996 bis 2007 werden nun ab 2008 die drei folgenden sechsjährigen Forschungsprogramme seitens des BMBF finanziert: *Einbettung, Verknüpfung und Konstituentengrenzen in Sprechsprache, Grammatik und Diskurs* (ZAS), *Europäische Kultur- und Wissenschaftsgeschichte* (ZfL) und *Muslimische Welten: Welt des Islams? Entwürfe, Praktiken und Krisen des Globalen* (ZMO).

3 Für den Forschungsverbund *Muslims in Europa und ihre Herkunftsgesellschaften in Asien und Afrika* am ZMO, das Forschungsvorhaben *Topographie pluraler Kulturen Europas, in Rücksicht auf die 'Verschiebung Europas nach Osten'* am ZfL und das Forschungsvorhaben *Spracherwerb als Voraussetzung zur sozialen Integration von russischsprachigen Kindern mit Migrationshintergrund in Deutschland und Israel* am ZAS.

4 Für das Forschungsvorhaben *What it means to be human* (CHLaSC) am ZAS.

5 Für die Forschungsvorhaben *Erbe, Erbschaft, Vererbung* sowie *Generationen in der Erbesgesellschaft*, für das Statussymposium *Schlüsselthemen der Geisteswissenschaften – Expertisen für das 21. Jahrhundert* am ZfL und für den Workshop zur Vorbereitung des Vorhabens *Negotiating Islam in African Public Spheres* am ZMO.

6 Für das wissenschaftliche Netzwerk *Semantik*, für die Emmy-Noether Nachwuchsgruppe *Interpretation von Quantoren*, für die Internationale Fachkonferenz *Experimental Pragmatics 2007* sowie für die Forschungsvorhaben *A comparative study of downstep by phrases in German, downstep by focus in Mandarin Chinese, and downstep by tones in Yoruba and Vagueness, Approximation, and Granularity* (VAAG) am ZAS; für das Forschungsvorhaben *Figurationen des Märtyrers in nahöstlichen und europäischen Kulturen: das Nachleben traditioneller Märtyrerkulturen in der Gegenwart* am ZfL, für den Sonderforschungsbereich 640 *Repräsentationen sozialer Ordnungen im Wandel*, Teilprojekt A 05 *Transnationale Öffentlichkeiten und Repräsentationen im Vergleich: Europa, arabische Welt, Russland, 1850er–1910er Jahre und 1990er Jahre* sowie das Teilprojekt A 07 *Vergeben und vergessen? Eine vergleichende Studie zur Erinnerungsarbeit ehemaliger politischer Häftlinge in Marokko und im Irak* und das Forschungsvorhaben *Die Polygamiedebatte in der Spätphase des Osmanischen Reiches als Teil der Reformdebatte* (jeweils am ZMO).

7 Für Stipendiaten und Betreuungszuschüsse am ZAS, ZfL bzw. ZMO sowie für das Trans Coop Programm am ZAS.

Berlin⁸, der Education, Audiovisual and Culture Executive Agency⁹, des Auswärtigen Amtes¹⁰, der Fritz Thyssen Stiftung¹¹, des Deutschen Akademischen Austausch Dienstes¹², der Bundeszentrale für politische Bildung¹³, der European Science Foundation¹⁴, der Graduate School Muslim Cultures and Societies¹⁵, der Botschaft der Vereinigten Staaten von Amerika¹⁶ und dem Institut für Auslandsbeziehungen¹⁷ für 43 Projekte insgesamt 1.947.177,11 Euro.

Die Ausgaben aus der Zuwendung des Landes Berlin für die *Grundausrüstung* in Höhe von 2.216.834,85 Euro dienten zur Deckung von

- Personalausgaben in Höhe von 1.602.367,77 Euro und
- Sächlichen Verwaltungsausgaben in Höhe von 614.467,08 Euro.

Mit den Personal- und Sachmitteln der *Grundausrüstung* konnten im Jahr 2008 *zum einen* im Durchschnitt 27,5 Stellen – bei 30,5 lt. Stellenplan möglichen Stellen – besetzt werden, wobei anzumerken ist, dass mit Beginn des Jahres 2008 der Stellenplan nach unten korrigiert werden musste – von 33,5 Stellen auf die besagten 30,5 Stellen –, da aufgrund der allgemeinen Kostensteigerungen seit 1996 (Tarifergebnisse, Umsatzsteuer, Inflationsrate, Bewirtschaftung) bei gleichzeitiger Konstanz der Zuwendung des Landes Berlin seit Gründung der Zentren im Jahr 1996 der Stellenplan nicht mehr im vollen Umfang zu besetzen war. Die Zentren sehen hier die Senatsverwaltung für Bildung, Wissenschaft und Forschung in der Verantwortung, einen (moderaten) Mittelaufwuchs zu realisieren. *Zum anderen* konnten mit den Personal- und Sachmitteln der Grundausrüstung u. a. Forschungsprojekte verwirklicht sowie veröffentlicht, Bildungsangebote und Veranstaltungen zur Präsentation von Forschungsergebnissen realisiert, die Bestände der drei Bibliotheken erhalten bzw. erweitert, die Standorte Schützenstraße in Berlin-Mitte und Kirchweg in Berlin-Nikolassee bewirtschaftet sowie die IT-Ausstattung verbessert werden.

8 Für das Forschungsvorhaben *Dialogfähige Non-Player-Characters für natürliche Spielumgebungen (KomParse)* am ZAS sowie die Tagungen *Sports in Africa and Asia between Identity Politics, Body Cultures and Secular Ritual* und *Contemporary Modes of Global Muslim Missionary Activity: The Tablighi Jama'at at Revisited* (jeweils am ZMO).

9 Für das Forschungsvorhaben *Crosslinguistic Language Diagnosis (CLAD)*.

10 Für die Tagung *15-days Seminar in Urban and Youth sociology for Iraqi-Kurdish Ngo Activists and Students* am ZMO.

11 Für die Tagungen *Die erste Europäerin der serbischen Kultur. Zum 50. Todestag von Isodora Sekulic (1877–1958)* am ZfL sowie *Sports in Africa and Asia between Identity Politics, Body Cultures and Secular Ritual* am ZMO.

12 Für Forschungsaufenthalte von ausländischen Wissenschaftlern am ZMO.

13 Für die Co-Finanzierung des Rahmenprogramms im Kontext der Ausstellung *Made in Teheran: 6 Frauen-Blicke* (ZMO).

14 Für das Forschungsvorhaben *Children's linguistic performance* (Cost A33) am ZAS.

15 Im Rahmen der Exzellenzinitiative der Freien Universität Berlin für das Forschungsvorhaben *Kulturalisierung religiöser Praxis. Debatten und Ambivalenzen islamischer Heiligkeit in Äthiopien* am ZMO.

16 Erstattung der Reisekosten, Unterkunft und Honorare für Charles Hirshkind und Flagg Miller im Rahmen der Vortragsreihe *Speaking, Listening, Reading, Seeing: Ways of Shaping the World through Media* (ZMO).

17 Für Forschungsaufenthalte von ausländischen Wissenschaftlern am ZMO.

Auf Basis der Mittel der *Grundausstattung* wird die Arbeitsfähigkeit der Zentren gewährleistet und die Einwerbung aller weiteren Mittel in der *Ergänzungsausstattung* sowie im Rahmen von *Einzelbewilligungen* erst ermöglicht. Die Mittel wurden von den Zentren im Berichtsjahr 2008 wie folgt abgerufen:

2008	Ergänzungsausstattung		Einzelbewilligung	Gesamt
	BMBF	DFG		
ZAS	1.189.365,27	289.112,26	907.900,74	2.386.378,27
ZfL	1.420.064,84	526.308,19	652.250,60	2.598.623,63
ZMO	826.932,59	329.545,40	387.025,77	1.543.503,76
Gesamt	3.436.362,70	1.144.965,85	1.947.177,11	6.528.505,66

Die Entwicklung der Zuwendungen für die Zentren in den Jahren 2002 bis 2008 ist in Abbildung 1 dargestellt, ein Überblick zu den Zuwendungsgebern der Einzelbewilligungen ist Abbildung 2 zu entnehmen. Aus beiden Abbildungen geht hervor, dass im Berichtszeitraum der Anteil der Mittel in der *Ergänzungsausstattung* sowie von *Einzelbewilligungen* weiter verstetigt bzw. erhöht wurde.

Betrachtet man die Projektarbeit der Zentren etwas näher, so wird deutlich, dass die Zentren *ideale Laborbedingungen* für innovative geisteswissenschaftliche Forschungen bieten und besonders gut geeignet sind für die vom Wissenschaftsrat gewünschte interdisziplinäre Ausrichtung sowie für eine in Form von Teamarbeit organisierte Forschung, die es ermöglicht, aktuelle Problemstellungen mit historischer, quellenbezogener und theoriegestützter Forschung zu verbinden und diese in je wechselnden, themenadäquaten Untersuchungsanordnungen durchzuführen. Dadurch dass die Mehrzahl der Wissenschaftler befristet und projektgebunden in den Zentren arbeitet und somit ein permanenter personeller Austausch (vgl. Abbildung 4) auch mit den Universitäten stattfindet, konnte – ebenso wie durch die Einbindung von Universitätskollegen als Projektleiter – eine enge und intensive Kooperation mit den Universitäten entwickelt werden. Während letztere die ständige Rückkopplung mit den „Mutterfächern“ garantiert, ermöglicht die institutionelle und administrative Autonomie der Zentren zugleich eine flexible, allein an den jeweiligen Forschungszielen orientierte Zusammenarbeit von Experten.

Abb. 1: Zuwendungsentwicklung auf Ausgabenbasis 2002 bis 2008
Ausgaben in Euro

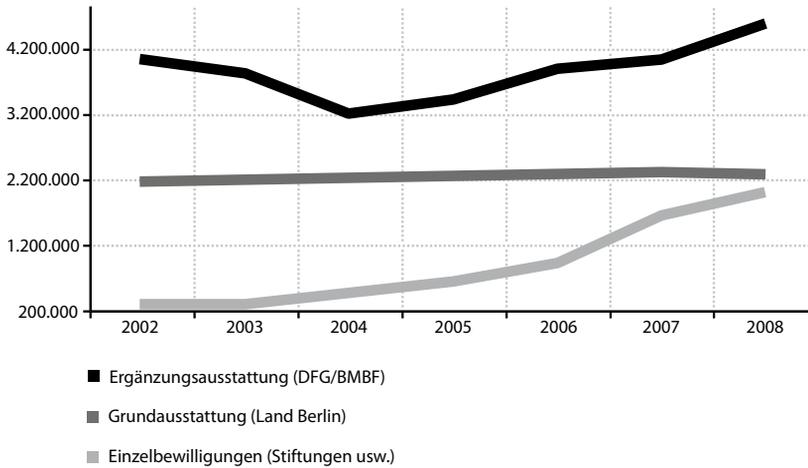
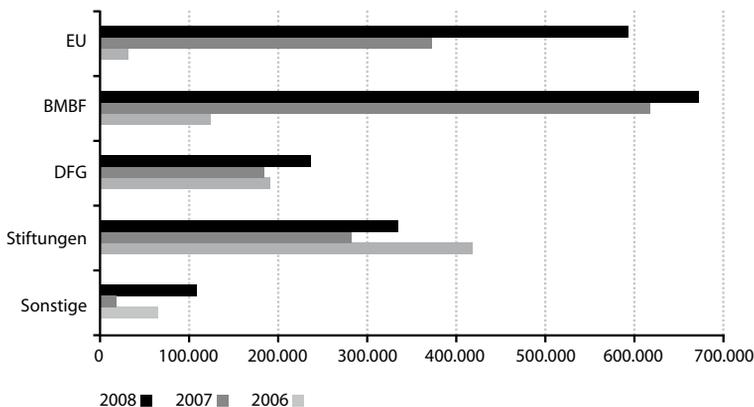


Abb. 2: Zuwendungsentwicklung der Einzelbewilligungen 2006 bis 2008
Ausgaben in Euro



Zum Jahresende 2008 waren in den Zentren insgesamt 109 Stellen besetzt – 27,5 Stellen aus Mitteln der *Grundausrüstung*, wie bereits auf Seite 17 ausgeführt, und 81,5 Stellen aus Mitteln der *Ergänzungsausstattung* sowie aus *Einzelbewilligungen*. Der durchschnittliche Personalbestand lag bei 191 Beschäftigten – darunter 3 Direktoren, 1 Geschäftsführer, 98 Wissenschaftler, 8 Stipendiaten, 4 Verwaltungsangestellte, 19 Wissenschaftlich-technische Mitarbeiter und 58 Wissenschaftliche Hilfskräfte (vgl. Abbildung 3). Die Differenz zur

Anzahl der Planstellen bzw. zu den bewilligten Stellen ergibt sich aus Teilzeitbeschäftigungen auf Stellen und der großen Zahl Wissenschaftlicher Hilfskräfte. Im Berichtsjahr wurden 97 Anstellungsverhältnisse geschlossen, 75 Beschäftigte verließen die Zentren. Von allen Beschäftigten, die z. Zt. (per 31. März 2009) an den Zentren tätig sind, wurden 40 % ab dem Jahr 2008 und 28 % ab dem Jahr 2006 neu eingestellt (vgl. Abbildung 4).

Abb. 3: Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in den GWZ Berlin
Zeitraum vom 1. Januar bis 31. Dezember 2008 im Vergleich

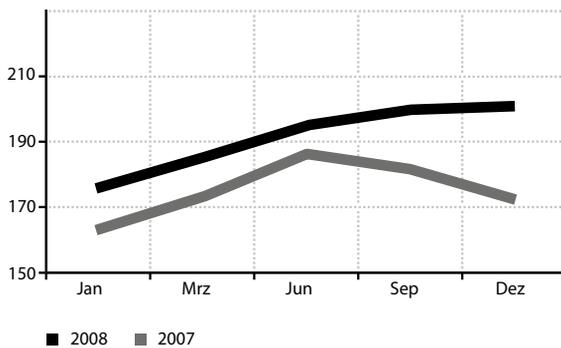
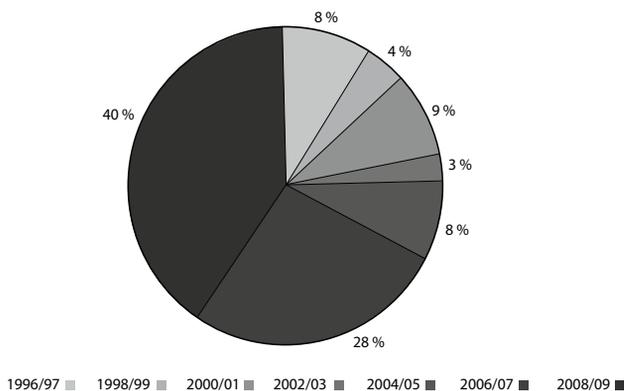


Abb. 4: Personalbestand der GWZ Berlin per 31. März 2009
unter Berücksichtigung der verbliebenen Personalzugänge seit 1996
Angaben in Prozent



Wissenschaftliche Beiräte

Den Wissenschaftlichen Beiräten der drei Zentren gehören international anerkannte Wissenschaftler aus dem In- und Ausland an, die den Zentren fachlich nahe stehen. Mit Blick auf die neue Forschungsphase ab 2008 schärfte die Mitgliederversammlung am 3. Dezember 2007 die Aufgaben der Beiräte über eine Satzungsänderung, indem festgelegt wurde, dass die Beiräte im Rahmen der Qualitätssicherung die Aufgabe haben, die Leitung des Zentrums und die Zuwendungsgeber bei grundlegenden fachlichen und fachübergreifenden Fragen zu beraten und die wissenschaftlichen Leistungen sowie die Entwicklungsplanung des Zentrums regelmäßig zu bewerten – wobei der dazu abgefasste schriftliche Bericht die externe Evaluierung der Zentren ergänzt.

Die Beiräte für die neue Forschungsphase wurden von der Mitgliederversammlung am 3. Dezember 2007 bestellt, die Konstituierung der Beiräte erfolgte

- am 10./11. Oktober 2008 für das ZAS, Prof. em. Dieter Wunderlich, Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf, wurde zum Vorsitzenden gewählt,
- am 21. November 2008 für das ZMO, Prof. Martin van Bruinessen, International Institute for the Study of Islam in the Modern World (ISIM), Leiden, wurde zum Vorsitzenden und Prof. Ingeborg Baldauf, Humboldt-Universität zu Berlin, wurde zur stellvertretenden Vorsitzenden gewählt,
- am 9./10. Mai 2009 für das ZfL, Prof. Jürgen Fohrmann, Rektor der Universität Bonn, wurde zum Vorsitzenden und Prof. Helmut Lethen, Direktor des Internationalen Forschungszentrums Kulturwissenschaften, Wien, zum stellvertretenden Vorsitzenden gewählt.

Den Wissenschaftlichen Beiräten gehören z. Zt. an:

Wissenschaftlicher Beirat ZAS

Für den Zeitraum von 2008 bis 2010 wurden bestellt:

Professor em. Dr. *Dieter Wunderlich* (Vorsitzender), Institut für Sprache und Information, Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf; Professor Dr. *Jonathan Harrington*, Institut für Phonetik und Sprachverarbeitung, Ludwig-Maximilians-Universität München; Professorin Dr. *Helen de Hoop*, Department of Linguistics, Centre for Language Studies, Radboud Universiteit Nijmegen; Professorin Dr. *Maria Polinsky*, Department of Linguistics, Harvard University, Cambridge, Ma.; Professorin Dr. *Marga Reis*, Deutsches Seminar, Universität Tübingen; Professor Dr. *Wolfgang Sternefeld*, Seminar für Sprachwissenschaft, Universität Tübingen; Professorin Dr. *Rosemarie Tracy*, Seminar für Englische Philologie, Universität Mannheim.

Für den Zeitraum von 2009 bis 2011 wurde bestellt:

Professorin Dr. *Elisabeth Selkirk*, Department of Linguistics, University of Massachusetts, Amherst.

Wissenschaftlicher Beirat ZfL

Für den Zeitraum von 2008 bis 2010 wurden bestellt:

Professor Dr. *Jürgen Fohrmann* (Vorsitzender), Institut für Germanistik, Vergleichende Literatur- und Kulturwissenschaft, Rheinische Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn; Professor Dr. *Rodolphe Gasché*, Department of Comparative Literature, University at Buffalo; Professor Dr. *Michael Hagner*, Wissenschaftsforschung/ETH Zentrum RAC, Eidgenössische Technische Hochschule Zürich; Professorin *Caroline Jones*, PhD, History, Theory and Criticism Section, Massachusetts Institute of Technology (MIT), Cambridge, Ma.; Professor Dr. *Helmut Lethen* (stv. Vorsitzender), Direktor des Internationalen Forschungszentrums Kulturwissenschaften (IFK), Wien; Professor *Anson Rabinbach*, PhD, Department of History, Princeton University; Professorin Dr. *Monika Wagner*, Kunstgeschichtliches Seminar, Universität Hamburg.

Wissenschaftlicher Beirat ZMO

Für den Zeitraum von 2008 bis 2010 wurden bestellt:

Professorin Dr. *Ingeborg Baldauf* (stv. Vorsitzende), Zentralasien-Seminar, Humboldt-Universität zu Berlin; Professor Dr. *Martin von Bruinessen* (Vorsitzender), International Institute for the Study of Islam in the Modern World (ISIM), Leiden; Professor Dr. *William Gervase Clarence-Smith*, Department of History, School of Oriental and African Studies (SOAS), University of London; Professor em. Dr. *Werner Ende*, Universität Freiburg; *Nina Grunenberg*, DIE ZEIT, Hamburg; *Thomas Krüger*, Präsident der Bundeszentrale für Politische Bildung, Bonn/Berlin; Professor Dr. *Achim von Oppen*, Geschichte Afrikas, Universität Bayreuth; Professor Dr. *Steven Vertovec*, Max-Planck-Institut zur Erforschung multireligiöser und multiethnischer Gesellschaften, Göttingen.

Für den Zeitraum von 2009 bis 2011 wurde bestellt:

Professor Dr. *Christophe Jaffrelot*, Centre d'études et de recherches internationales, Paris.

Forschungspreis der Alexander von Humboldt-Stiftung für Carlo Ginzburg

Prof. Dr. Carlo Ginzburg wurde im Jahr 2008 für sein bisheriges Gesamtschaffen der Humboldt-Forschungspreis der Alexander von Humboldt-Stiftung verliehen. Nach Prof. Dr. Georges Didi-Huberman (2007) und Prof. Dr. Stéphane Mosès sel. A. (2004) ist Ginzburg somit bereits der dritte ausländische Wissenschaftler und Honorary Member des ZfL, der den Preis für Forschungsaufenthalte am Zentrum erhält.

Die Welt im Kleinen suchen

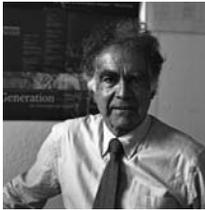
Carlo Ginzburg, der Begründer der Mikrogeschichte, forscht am Zentrum für Kultur- und Literaturforschung in Berlin
von **Sibylle Salewski**, veröffentlicht in „Der Tagesspiegel“ am 17. Juli 2008, Seite 28

Ein Müller aus dem norditalienischen Friaul hat Carlo Ginzburg international bekannt gemacht. Domenico Scandella, genannt Menocchio – diesen Namen hatte sich der Historiker notiert, als er 1962 in einer Inquisitionsakte auf dessen merkwürdige Kosmologie stieß: „Ich habe gesagt, dass, was meine Gedanken und meinen Glauben anlangt, alles ein Chaos war“, gab der Müller 1584 vor dem Inquisitionsgericht zu Protokoll und fuhr fort, „nämlich Erd', Luft, Wasser und Feuer durcheinander. Und jener Wirbel wurde eine Masse, gerade wie man den Käse in der Milch macht, und darinnen wurden Würm', und das waren die Engel.“ Die Neugierde und Verblüffung über diese außergewöhnliche Aussage ließ Carlo Ginzburg, der eher zufällig auf diese Akten gestoßen war, nicht los. Er begann genauer nachzuforschen.

„Der Käse und die Würmer: Die Welt eines Müllers um 1600“ lautet der deutsche Titel des Buchs, das daraus entstand und bis heute in 15 Sprachen übersetzt wurde. In ihm rekonstruiert Ginzburg das Leben, die soziale Umgebung und das Weltbild des bis dahin völlig unbekanntes Müllers Menocchio, der als Ketzer verurteilt und 1599 auf dem Scheiterhaufen verbrannt wurde.

Das Buch ist ein Standardwerk der Mikrogeschichte, eines Geschichtszweigs, den Carlo Ginzburg Ende der 1970er Jahre mitbegründete. „Mikrogeschichte wirft einen intensiven analytischen Blick auf die Detailebene von Phänomenen“, erklärt Ginzburg. Er wehrt sich gegen das Missverständnis, dies ließe sich gleichsetzen mit einer Beschäftigung mit kleinen Themen: „Sich mit einem bestimmten Fall, einer Person, einem Ereignis zu befassen, bildet die Grundlagen für eine tiefere Verallgemeinerung.“ Heute hat die Mikrogeschichte einen festen Platz in der Geschichtswissenschaft.

Die Alexander von Humboldt-Stiftung hat Carlo Ginzburg jetzt ausgezeichnet mit ihrem mit 60.000 Euro dotierten Forschungspreis für sein Gesamtschaffen. Darin nimmt das Leben von Menocchio allerdings nur einen kleinen Teil ein. Ginzburg hat sich intensiv mit Kunstgeschichte und Literatur,



Anthropologie und der Methodik seines Fachs beschäftigt. „Für mich war Geschichte nie eine Festung, sondern ich habe sie immer als Hafen verstanden, von dem aus man in viele Richtungen aufbrechen kann“, so Ginzburg.

Der Sohn der italienischen Schriftstellerin Natalia Ginzburg wurde 1939 in Turin geboren. Sein Vater Leone Ginzburg war im anti-faschistischen Widerstand aktiv und starb 1944 im Gefängnis in Rom, nachdem er dort von der Gestapo gefoltert wurde. Carlo Ginzburg war Professor an der Universität von Kalifornien in Los Angeles, seit 2006 lehrt er in Pisa. Zur Zeit arbeitet er in Berlin am Zentrum für Literatur- und Kulturforschung an einem Buch über die Analogie von biologischer Reproduktion und der Vervielfältigung von Dingen im Mittelalter.

Dass räumlich und zeitlich scheinbar unverbundene Phänomene einander beleuchten und unter dem analytischen Blick des Historikers zu neuen geschichtlichen Erkenntnissen führen können, zeichnet Carlos Ginzburgs Denken aus. Es hat ihn zugleich zu einem Außenseiter und zu einem mit vielen Preisen ausgezeichneten Vorreiter seines Fachs gemacht, der sich quer zu den ideologischen Bruchlinien der Geschichtstheorie stellt. „Für naive Positivisten sind historische Evidenzen wie ein durchsichtiges Glas, für postmoderne Skeptiker hingegen ist jede Evidenz eine Mauer, hinter die man nicht blicken kann“, sagt Ginzburg. Gegen beide Auffassungen kämpft er seit vielen Jahren leidenschaftlich. Die Frage nach dem Verhältnis von Fiktion und Geschichte fasziniert ihn. „Mir geht es aber nicht darum, diese Grenze zu verwischen, sondern darum, das Wechselspiel zwischen beiden zu betrachten“, so Ginzburg. „Fiktion und Geschichtsschreibung stehen im Wettbewerb miteinander. Beide wollen die Realität repräsentieren, aber sie benutzen unterschiedliche Methoden und Werkzeuge.“

Seine eigenen Forschungsmethoden, sagt er, seien ganz gewöhnlich. „Ich lese Bücher, gehe in Bibliotheken, reise.“ Er vergleicht seine Tätigkeit mit einem Spaziergang durch eine große Stadt: „Man bewegt sich und trifft auf einmal unerwartet jemanden. In diesem Sinne unterscheidet Forschung sich nicht von dem, was jeder tut.“

Zum Forschen gehören aber auch Charakterzüge, die etwas Unheimliches haben können. Während einer kleinen Konferenz in Bad Homburg besuchte Ginzburg mit Kollegen das Casino dort: „Ich war sehr aufgeregt, weil dies der Ort aus Dostojewskis ‚Der Spieler‘ ist.“ Er spielte Roulette und gewann. „Ich habe nur zweimal gespielt, das zweite Mal konnte ich mich kontrollieren. Aber das erste Mal habe ich realisiert, dass ich auch ein Spieler hätte werden können. Das hätte mein Leben zerstört.“ Das sei mehr als nur eine Anekdote, sagt Ginzburg heute, denn Risiken einzugehen gehöre zum Forschen: „Wenn man keine Risiken eingeht, dann kann man nichts verstehen, das wirklich von Bedeutung ist, weil man sich mit dem zufrieden gibt, was wir bereits wissen.“

Personalia

Zeitraum von Januar bis Dezember 2008

Berufungen

Dr. *Malte Fuhrmann* folgte mit Beginn des Wintersemesters 2008 einem Ruf als Assistant Professor für Europäische Geschichte an die Fatih-Universität Istanbul. Malte Fuhrmann studierte in Berlin Geschichte und Balkanologie und wurde 2004 in Neuer Geschichte promoviert. Nach einem Gastwissenschaftleraufenthalt am Orient-Institut Istanbul kam er 2006 an das ZMO, wo er bis zu seiner Berufung als Wissenschaftlicher Mitarbeiter im Forschungsprojekt *Osmanische städtische Institutionen und Migration zu Europäischen und balkanischen Wanderarbeitern in den osmanischen Städten* forschte.

PD Dr. *Christoph Herzog*, von April bis September 2008 Wissenschaftlicher Mitarbeiter am ZMO im Forschungsprojekt *Sinnbildung in der türkischen Historiographie. Symbolische und interpretative Geschichtsschreibung in der Türkei*, hat einen Ruf auf die Professur für Turkologie der Universität Bamberg erhalten und angenommen. Christoph Herzog promovierte 1995 in Freiburg mit der Arbeit „Geschichte und Ideologie. Mehmed Murad und Celal Nuri über die historischen Ursachen des osmanischen Niedergangs“. Er war Stipendiat des DFG-Projektes „Transformation of the Non-European World“ sowie der „Working Group on Modernity and Islam“ in Berlin und war zwischen 2001 und 2007 in München, Heidelberg und am Orient-Institut in Istanbul tätig. 2005 wurde er mit der Arbeit „Osmanische Herrschaft und Modernisierung im Irak. Die Provinz Bagdad, 1817–1917“ habilitiert.

Dr. *Miranda Jakiša*, seit 2006 über die Humboldt-Universität zu Berlin assoziierte Wissenschaftliche Mitarbeiterin im Projekt *Topographien pluraler Kulturen Europas* am ZfL, hat einen Ruf auf die Juniorprofessur „Süd- und Ostslawische Literaturen“ an der Humboldt-Universität zu Berlin angenommen.

PD Dr. *Robert Stockhammer* hat einen Ruf für Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft an der Ludwig-Maximilians-Universität München erhalten und angenommen. Robert Stockhammer wurde 1989 mit der Dissertation „Leseerzählungen. Alternativen zum hermeneutischen Verfahren“ am Institut für Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft der Freien Universität Berlin promoviert und hat sich dort 1998 mit seiner Arbeit „Zaubertexte. Die Wiederkehr der Magie und die Literatur, 1880–1945“ habilitiert. 1998/99 sowie von 2000 bis 2007 war er Wissenschaftlicher Mitarbeiter am ZfL, davon fünf Jahre als Forschungsdirektor. Er leitete dort u.a. die Forschungsprojekte *AFRIKA ↔ EUROPA. Transporte, Übersetzungen, Migrationen des Literarischen* sowie *Eine Geschichte der grammatischen Theorien*.

PD Dr. *Elisabeth Strowick*, vom 1. 8. 2006 bis 31. 12. 2007 Wissenschaftliche Mitarbeiterin am ZfL im Projekt *Literatur und Anästhesie*, hat im Februar 2008 einen Ruf an die Johns Hopkins University, Baltimore, als Associate Professor of German angenommen. Elisabeth Strowick habilitierte sich im Juni 2005 an der Universität Basel im Fach Neuere Deutsche Literatur und Allgemeine Literaturwissenschaft mit der Arbeit „Sprechende Körper – Poetik der Ansteckung. Performativa in Literatur und Rhetorik“. Von Juni bis Dezember 2007 war sie neben ihrer Tätigkeit am ZfL Wissenschaftliche Geschäftsführerin des interdisziplinären Kompetenzzentrums *Geschichte des Wissens*, Universität Zürich/ETH, und von Januar bis Mai 2008 Max Kade Visiting Professor am Department of Germanic and Slavic Languages, Vanderbilt University, Nashville.

Habilitationen

Im Jahr 2008 habilitierte sich Dr. *Peter Berz* (ZfL) mit der Arbeit „Programm und Umgebung. Zwölf Studien zur historischen Medientheorie“ an der Humboldt-Universität zu Berlin im Fach Kulturwissenschaften.

Promotionen

Im Jahr 2008 wurden folgende Wissenschaftliche Mitarbeiter der GWZ promoviert:
Jana Brunner (ZAS), an der Humboldt-Universität zu Berlin mit der Arbeit „Acoustic compensation and articulo-motor reorganisation in perturbed speech“;
Stefanie Ertz (ZfL), an der Humboldt-Universität zu Berlin im Fach Philosophie mit der Arbeit „Naturrecht und göttliches Gesetz. Hermeneutische Transformationen bei Grotius, Hobbes und Spinoza“;
Dyala Hamzah (ZMO), an der Freien Universität Berlin und der EHESS Paris in den Fächern Islamwissenschaft und Geschichte mit der Arbeit „L'intérêt général (maslaha 'amma) ou le triomphe de l'opinion: fondations délibératoires (et esquisses délibératives) dans les écrits du publiciste syro-égyptien M. Rashîd Ridâ (1865–1935)“;
Caterina Petrone (ZAS), an der Université de Provence, Aix-en-Provence, mit der Arbeit „Le rôle de la variabilité phonétique dans la représentation des contours intonatifs et de leur sens“;
Katrin Solhdju (ZfL), an der Humboldt-Universität zu Berlin im Fach Kulturwissenschaften mit der Arbeit „Perspektivisch-Werden. Selbstexperimentelle Praktiken in den Wissenschaften und ihren Philosophien“.

Gewählt

Dr. *Sonja Hegasy* (ZMO) ist seit Dezember 2008 Beiratsvorsitzende des Fachbereiches „Wissenschaft und Zeitgeschehen“ des Goethe-Instituts.

Dr. *Kai Kresse* (ZMO) ist seit Dezember 2008 Mitglied des Herausgeberbeirats der Publikationsserie „Welten der Philosophie“, Alber Verlag, Tübingen.

Gasttätigkeiten

Susanne Fuchs, PhD (ZAS) war von Oktober bis Dezember 2008 Gastwissenschaftlerin am Institut de la communication parlée, Grenoble.

Dr. *Kai Kresse* (ZMO) war von Februar bis Mai 2008 als Dozent an der Universität St. Andrews in Großbritannien tätig.

Dr. *Andreas Pflitsch* (ZfL) vertrat im Wintersemester 2008/09 und im Sommersemester 2009 die Professur für Arabistik an der Otto-Friedrich-Universität Bamberg.

Dr. *Lutz Rogler* (ZMO) lehrte von April bis September 2008 am Religionswissenschaftlichen Institut der Universität Leipzig in provisorischer Vertretung der ehemaligen Professur von H. Preissler.

PD Dr. *Uli Sauerland* (ZAS) war von September 2008 bis Juni 2009 als Gastprofessor an der Stanford University tätig.

Dr. *Falko Schmieder* (ZfL) vertrat im Wintersemester 2007/08 und im Sommersemester 2008 als Gastprofessor das Fach Kommunikationsgeschichte/Medienkulturen an der Freien Universität Berlin.

PD Dr. *Barbara Stiebels* (ZAS) vertrat im Sommersemester 2008 die Professur für Vergleichende Sprachwissenschaft an der Johannes-Gutenberg-Universität Mainz.

Neue Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter

Anna Arndt studierte an der Humboldt-Universität zu Berlin Neuere und Neueste Geschichte, Politikwissenschaft und Philosophie und schloss ihr Studium mit dem Magister der Geschichte ab. Von 2006 bis 2008 arbeitete sie in der Presse- und Öffentlichkeitsabteilung des Bundesrats. Seit Februar 2008 ist sie als Wissenschaftlich-technische Mitarbeiterin am ZfL tätig und u. a. für Veranstaltungsorganisation und die Betreuung der Gastwissenschaftler zuständig.

Dr. *Nuria Bertomeu Castello* studierte Slawistik in Granada und Linguistik und Kognitionswissenschaft in Barcelona. 2007 promovierte sie an der Universität des Saarlandes im Fach Computerlinguistik. Von 2007 bis 2008 war sie Wissenschaftliche Mitarbeiterin am

Sprachtechnologielabor des Deutschen Forschungszentrums für Künstliche Intelligenz in Berlin. Seit Juni 2008 ist sie Wissenschaftliche Mitarbeiterin am ZAS im Projekt „KOMPARSE – Dialogfähige NPCs für natürliche Spielumgebungen“.

Dr. *Cilene Campetela* studierte Linguistik an der Universidade Estadual de Campinas (UNICAMP), Brasilien. 2002 promovierte sie an dieser Universität zum PhD mit dem Thema „Prosodic Aspects of the Ikpeng Language“. 2004 bis 2006 arbeitete sie als Post-Doktorandin an der Universität von Manchester, wo sie Teil eines Linguistic Teams war, das an der Beschreibung und Dokumentation der Suyá-Sprache arbeitete. Seit 2008 ist sie Wissenschaftliche Mitarbeiterin am ZAS und ermöglicht Expeditionen für Wissenschaftler, die im CHLaSC-Projekt Feldforschungen in der Amazonas-Region in Brasilien unternehmen, um zur Satzeinbettung in der Pirahã-Sprache zu forschen.

Tile von Damm studierte Politikwissenschaften an der Philipps-Universität Marburg und der Freien Universität Berlin. 2001 bis 2002 führte er für die Heinrich-Böll-Stiftung in Washington, DC, und das Goethe-Institut Inter Nationes in Los Angeles die Konferenz „Diving into the Digital Age“ durch. 2002 war er Mitgründer des Forschungsinstituts Perspektiven Globaler Politik (PerGlobal) und leitete dieses bis 2005. Von 2005 bis 2008 war er Koordinator der Exzellenzinitiative an der Humboldt-Universität zu Berlin. Seit 2008 ist er als Forschungsmanager am ZfL und am ZAS.

Dr. *Patrick Desplat* ist Ethnologe mit wissenschaftlichem Schwerpunkt auf dem Islam in Afrika, insbesondere Ostafrika. Er promovierte an der Johannes-Gutenberg-Universität Mainz zur islamischen Heiligenverehrung in Äthiopien. Von 2003 bis 2008 arbeitete er am SFB 295 „Kulturelle und linguistische Kontakte“ in Mainz. Seit 2008 ist er Wissenschaftlicher Mitarbeiter am ZMO über die Berlin Graduate School of Muslim Cultures and Societies.

Dr. *Stefanie Ertz* studierte Psychologie, Philosophie, Neuere deutsche Literatur und Kunstgeschichte in Dresden und Berlin. 2004 schloss sie mit dem Magister der Philosophie an der Humboldt-Universität zu Berlin ab. Ihre Magisterarbeit befasste sich mit Naturrecht und Sittlichkeit in Hegels Jenaer Systementwürfen. 2005 bis 2008 arbeitete sie als Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Max-Planck-Institut für Geschichte, Göttingen. Seit 2008 ist sie als Wissenschaftliche Mitarbeiterin am ZfL im Forschungsprojekt „Sakramentale Repräsentation“ tätig und hat ihre Promotion zum Thema „Naturrecht und göttliches Gesetz. Hermeneutische Transformationen bei Grotius, Hobbes und Spinoza“ eingereicht.

Dr. *Knut Graw* studierte Rechtswissenschaften in Münster, London und Barcelona sowie Ethnologie in Löwen. Nach mehrjähriger Feldforschung im Senegal und in Gambia promovierte er in Ethnologie an der Katholischen Universität Löwen (2005). Seit 2006 arbei-

tet er als Dozent am Institute for Anthropological Research in Africa derselben Universität und seit 2008 als Wissenschaftlicher Mitarbeiter am ZMO mit einem Projekt zum Thema „Migration als postkoloniale Praxis: Lebensgeschichten und Sozialtheorie aus der afrikanisch-europäischen Grenzzone“.

Friedhelm Hoffmann studierte Islamkunde, Neuere Geschichte und Mittelalterliche Geschichte in Tübingen, Damaskus und Kairo. 2004 bis 2007 war er Promotionsstipendiat am Tübinger Graduiertenkolleg „Globale Herausforderungen – transnationale und transkulturelle Lösungswege“. Seit 2008 ist er Wissenschaftlicher Mitarbeiter am ZMO im Rahmen des SFBs 640 „Repräsentationen sozialer Ordnungen im Wandel“ und arbeitet dort zur arabischen Europa-Repräsentation der 1990er Jahre.

Anja Hubert studierte Patholinguistik an der Universität Potsdam. Von November 2008 bis Juli 2009 arbeitete sie im ZAS als Wissenschaftliche Mitarbeiterin in den Projekten COST A33 („Crosslinguistically Robust Stages of Children’s Linguistic Performance“) und CLAD („Crosslinguistic Language Diagnosis“). Im September 2009 beginnt sie ein Promotionsstudium innerhalb der International Max Planck Research School on Neuroscience of Communication in Leipzig.

Dr. *Christine Kirchoff* studierte Psychologie an der Universität Bremen und wurde dort 2007 promoviert. Seit Januar 2008 ist sie Wissenschaftliche Mitarbeiterin am ZfL im Projekt „Freud und die Naturwissenschaften“.

Annegret Klassert studierte Patholinguistik und Deutsch als Fremdsprache an der Universität Potsdam. Seit 2002 arbeitet sie als Sprachtherapeutin im Zentrum für angewandte Patho- und Psycholinguistik Potsdam (ZaPP). Außerdem war sie als Lehrkraft für Deutsch als Fremdsprache im In- und Ausland tätig. Seit 2007 ist sie Mitarbeiterin am ZAS im Projekt „Spracherwerb als Voraussetzung zur sozialen Integration von russischsprachigen Kindern mit Migrationshintergrund in Deutschland und Israel“.

Dr. *Tobias Robert Klein* studierte Musikwissenschaft, Afrikanistik und Informatik an der Humboldt-Universität zu Berlin. Von 2001 bis 2005 war er hauptamtlich als Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Musik der Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg (Promotion 2007) sowie daneben als ständiger Mitarbeiter an der Ausgabe der Gesammelten Schriften von Carl Dahlhaus und seit 2003 als Associate Member des International Centre for African Music and Dance an der University of Ghana tätig. Seit 2008 ist er Wissenschaftlicher Mitarbeiter am ZfL im Projekt „Ausdrucksgebärden zwischen Evolutionstheorie und Kulturgeschichte“.

Herbert Kopp-Oberstebrink studierte Philosophie, Neuere deutsche Literatur und Geschichte an den Universitäten Stuttgart und Tübingen sowie an der Freien Universität Berlin; seine Dissertation zum Thema „Systematik und Historie in Ernst Cassirers Philosophie- und Wissenschaftsgeschichtsschreibung“ hat er 2008 an der Universität Leipzig eingereicht. Von 1998 bis 2003 arbeitete er am Institut für Kulturwissenschaften der Universität Leipzig an der Ernst-Cassirer-Nachlassausgabe, von 2004 bis 2005 am Moses-Mendelssohn Zentrum in Potsdam und von 2006 bis 2008 als freiberuflicher Übersetzer und Lektor. Seit Oktober 2008 ist er Wissenschaftlicher Mitarbeiter am ZfL im Projekt „Briefwechsel Jacob Taubes“.

Dr. *Hildegard Kernmayer* ist seit November 2008 Marie-Curie-Fellow am ZfL und forscht zum Thema „Literatur und Wahrnehmung“. Die Germanistin und Romanistin promovierte innerhalb des Interdisziplinären Sonderforschungsbereichs „Moderne. Wien und Zentraleuropa um 1900“ an der Universität Graz, wo sie auch seit 1992 lehrt. Im Sommersemester 2005 war sie Gastdozentin am Germanistischen Institut der Universität Wrocław/Breslau. Seit Mai 2007 ist sie Leiterin und seit Juni 2008 Assistenzprofessorin am Zentrum für Kulturwissenschaften an der Universität Graz. Sie beschäftigt sich mit der deutschsprachigen Literatur und literarischen Publizistik des 18., 19. und 20. Jahrhunderts. Ihre Arbeitsschwerpunkte liegen in den Bereichen der Ästhetik und Poetik, der Medialitäts- und Publizistikforschung, der Jüdischen Studien, der Frauen- und Geschlechterforschung sowie der Kulturwissenschaft.

Dr. *Uta Kornmeier* studierte Kunstgeschichte und Literaturwissenschaft in Kiel und Köln und schloss mit einem MA in Museum Studies an der University of London ab. Während und nach der Promotion in Kunstgeschichte an der Humboldt-Universität zu Berlin arbeitete sie in verschiedenen Funktionen im Kunstgewerbemuseum Berlin, in der Lutherhalle in Wittenberg und zuletzt für das Ausstellungsbüro Hürlimann+Lepp an den Staatlichen Museen Kassel. Von 2004 bis 2007 war sie Henry Moore Postdoctoral Fellow und Visiting Academic an der Universität Oxford, danach Research Project Manager für Prof. Martin Kemp und Projektmanager an der Bodleian Library in Oxford. Seit Januar 2008 ist sie Direktions- und Forschungsassistentin am ZfL.

Dr. *Perdita Ladwig* studierte Geschichte, Kunstgeschichte und Italienische Philologie an der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn. Promoviert wurde sie 2002 am Institut für Romanistik der Universität Potsdam. Von 2003 bis 2007 arbeitete sie in verschiedenen kulturgeschichtlichen Projekten. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind Wissenschaftsgeschichte, Kultur und Geschichte der Renaissance in Italien und Exilforschung. Seit Anfang 2008 ist sie Wissenschaftliche Mitarbeiterin am ZfL im Editionsprojekt „Aby Warburg: Werke in einem Band“.

Giorgi Maisuradze studierte von 1988 bis 1993 Geschichte und Philosophie in Tiflis und Saarbrücken. Von 1998 bis 1999 hatte er ein DAAD-Forschungsstipendium an der TU Berlin. Seit 2008 ist er Wissenschaftlicher Mitarbeiter im Projekt „Aporien der forcierten Modernisierung. Figurationen des Nationalen im Sowjetimperium“ am ZfL. Er promoviert zum Thema „Genese und Genealogie. Zur Bedeutung und Funktion des Ursprungs in der Ordnung der Genealogie“ am Institut für Kulturwissenschaften der Humboldt-Universität zu Berlin.

Dr. *Rana von Mende Altaylı* studierte Islamwissenschaft, Wirtschafts- und Sozialgeschichte und Bibliothekswissenschaft an der Universität zu Köln mit Promotion. Am Institut für Turkologie der Freien Universität Berlin führte sie mehrere Forschungsprojekte (u. a. zu Zentralasien im 19. Jh.) und Lehraufträge durch (überwiegend Osmanische Texte und Historiographie). Seit Mai 2008 arbeitet sie am ZMO im DFG-Drittmittelprojekt „Die Polygamiedebatte in der Spätphase des Osmanischen Reiches als Teil der Reformdebatte“.

Karin Mlodoch studierte Psychologie an der Freien Universität Berlin. Seit 2008 ist sie Wissenschaftliche Mitarbeiterin am ZMO und forscht zum Thema „Gewalt, Gedächtnis und Aufarbeitung im Irak: Das Beispiel der Überlebenden der Anfal-Operationen in Kurdistan.“

Caterina Petrone studierte Klassische Philologie und Literatur an der Universität „Federico II“ in Neapel. Für ihre Promotion in Phonetik ging sie ans Laboratoire Parole et Langage (LPL), CNRS, in Aix-en-Provence. Seit 2008 ist sie am ZAS als Wissenschaftliche Mitarbeiterin im Bereich der Intonation tätig.

Dr. *Erik Porath* studierte Philosophie, Geschichte, Pädagogik und Kunst in Hamburg und promovierte 2004 am Institut für Medienwissenschaft der Universität Basel mit der Arbeit „Gedächtnis des Unerinnerbaren. Philosophische und medientheoretische Untersuchungen zur Freudschen Psychoanalyse“ (Bielefeld 2005). Er ist Gründungsmitglied der *Assoziation für die Freudsche Psychoanalyse* (AFP). Erik Porath ist im Projekt „Ausdrucksgebärden zwischen Evolutionstheorie und Kulturgeschichte“ am ZfL und als Mentor für Kulturwissenschaften am Fernstudienzentrum der Humboldt-Universität zu Berlin tätig.

Julia Richling studierte Germanistische Linguistik an der Humboldt-Universität zu Berlin. Ihre Magisterarbeit verfasste sie am Lehrstuhl für Korpuslinguistik zum Thema „Konzeptionelle Mündlichkeit und Schriftlichkeit in Internetforen“. Von 2005 bis 2007 arbeitete sie als Studentische Hilfskraft am ZAS, wo sie seit Februar 2008 als Wissenschaftliche Mitarbeiterin im Programmbereich 3 „Lexikalische Konditionierung syntaktischer Strukturen“ tätig ist.

Dr. *Jörg Thomas Richter* studierte Amerikanistik, Anglistik und Philosophie in Dresden und Columbus, OH. Er promovierte 2003 in Dresden mit einer Arbeit zum frühen amerikanischen Roman. Von 2004 bis 2007 war er als Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Anglistik/Amerikanistik der Friedrich-Schiller-Universität Jena tätig. Seit 2008 ist er Wissenschaftlicher Mitarbeiter am ZfL im Projekt „Generationen in der Erbenegenschaft. Ein Deutungsmuster soziokulturellen Wandels“.

Gerhard Scharbert studierte Linguistik, Literaturwissenschaft und Philosophie an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg i.Br. sowie Wissenschaftsgeschichte und Kulturwissenschaft an der Humboldt-Universität zu Berlin. 1998 bis 2001 war er dort DFG-Stipendiat im Graduiertenkolleg „Codierung von Gewalt im medialen Wandel“. Bis 2007 war Gerhard Scharbert Wissenschaftlicher Koordinator eines neurowissenschaftlichen Projekts in Berlin. Sein Promotionsverfahren wurde im Oktober 2007 eröffnet. Seit 2008 ist er Wissenschaftlicher Mitarbeiter am ZfL im Forschungsprojekt „Freud und die Naturwissenschaften um 1900 und um 2000“.

Dr. *Heike Schlie* studierte Kunstgeschichte und Romanistik in Paris, Trier und Bochum und wurde an der Ruhr-Universität Bochum in Kunstgeschichte promoviert. Von 2001 bis 2003 arbeitete sie als Postdoc-Stipendiatin in der Forschungsgruppe „Kulturgeschichte und Theologie des Bildes im Christentum“ an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster. Von 2001 bis 2008 war sie Lehrbeauftragte an der Universität Dortmund. Seit 2008 ist sie Wissenschaftliche Mitarbeiterin am ZfL im Projekt „Sakramentale Repräsentation“.

Andrea Schulz absolvierte eine Ausbildung zur Fremdsprachenkorrespondentin an der Friedrich-List-Schule in Berlin. Von 1996 bis 2007 arbeitete sie als Sekretärin bei der Firma BioteCon Therapeutics GmbH in Potsdam. Seit 2008 ist sie als Wissenschaftlich-technische Mitarbeiterin am ZfL tätig.

Dr. *Nitin Sinha* beendete im September 2007 sein PhD-Studium am Department of History der School of Oriental and African Studies (SOAS), University of London. Der Titel seiner PhD-Arbeit lautet „Communication and Patterns of Circulation: Trade, Travel and Knowledge in Colonial Bihar 1760s–1870s“. Seit Januar 2008 arbeitet er als Wissenschaftlicher Mitarbeiter am ZfL in der Projektgruppe „Microcosms and the Practices of the Local“. Sein aktuelles Forschungsprojekt trägt den Titel „Circulation on the Ganges, 1700–1900“.

Dr. *Jan Söffner* studierte Germanistik und Romanistik an der Universität zu Köln. Von 1999 bis 2007 war er dort Wissenschaftlicher Mitarbeiter und später Assistent für Romanistische Literaturwissenschaft (Italienisch und Französisch). Seit Januar 2008 arbeitet er am ZfL im Projekt „Emotion and Motion“.

Prof. *Hubert Truckenbrodt*, PhD, Sprachwissenschaftler mit apl.-Prof.-Titel, ist seit dem Frühjahr 2008 Wissenschaftlicher Mitarbeiter am ZAS. Bis dahin war er an der Eberhard Karls Universität Tübingen (Studium, später Lehre und Habilitation) und in den USA (Promotion 1995 am MIT, später Lehre an der Rutgers University und dem MIT) tätig. Seit 2005 ist er Koordinator eines DFG-Schwerpunktprogramms; 2006 erhielt er einen Landeslehrpreis vom Land Baden-Württemberg. Er forscht zu Schnittstellen zwischen den Grammatikmodulen.

Dr. *Steffen Wippel* studierte Volkswirtschaftslehre und Islamwissenschaft an den Universitäten Freiburg i. Br. und Aix-en-Provence. Danach war er als Akademischer Mitarbeiter am Fachgebiet Volkswirtschaft des Vorderen Orients der Freien Universität Berlin tätig, an dem er auch promovierte. 1998–2003 arbeitete er im Rahmen zweier Forschungsvorhaben am Zentrum Moderner Orient, freie wissenschaftliche Tätigkeit übte er seitdem vor allem als Dozent und Habilitand an der Universität Erlangen aus. Seit August 2008 ist er Wissenschaftlicher Mitarbeiter am ZMO im Forschungsprojekt „Tanger – Salalah: Zwei ‚regional cities‘ im Aufbruch“, das er in enger Kombination mit einem zweiten Vorhaben, „Zwischen arabischer Welt und Indischem Ozean: Die regionalwirtschaftlichen Orientierungen Omans“ am Orientalischen Institut der Universität Leipzig, bearbeitet.

Dr. *Kazuko Yatsushiro* ist seit 2008 Wissenschaftliche Mitarbeiterin im Programmbereich 6 und im Drittmittelprojekt CLAD am ZAS. Das europäische Spracherwerbsprojekt COST A33 hat sie mitinitiiert. Sie hat in den Bereichen Erstspracherwerb und Semantik in den USA (University of Connecticut, University of Massachusetts) und an der Eberhard Karls Universität Tübingen geforscht und war zuletzt als Marie-Curie Stipendiatin an der Humboldt-Universität zu Berlin tätig. Zur Zeit erforscht sie, welche Schwierigkeiten Kinder haben, Wörter wie „jeder“, „alle“ oder „beide“ (insbesondere deren Präsuppositionen) zu verstehen.

Melanie Weirich studierte Phonetik, Psychologie und Germanistik an der Universität Trier und beendete ihr Studium als Magistra Artium im Winter 2006. In ihrer Magisterarbeit befasste sie sich mit dem Thema „Untersuchungen zu ‚vocal stereotypes‘ am Beispiel ausgewählter phonetischer Parameter“. Außerdem erlangte sie das Zusatzzertifikat „Deutsch als Fremdsprache“. Nach dem Studium war sie als Dozentin für Deutsch als Fremdsprache an der TU Dresden und der Volkshochschule Dresden tätig. Seit Januar 2008 arbeitet sie als Wissenschaftliche Mitarbeiterin am ZAS und promoviert innerhalb der Zwillingforschung zum Thema „Ähnlichkeiten in Artikulation und Akustik bei ein- und zweieiigen Zwillingen“.

Dr. *Benjamin Zachariah* studierte Geschichte am Presidency College, Kalkutta, Indien und am Trinity College, Cambridge. 1999 promovierte er zum Doktor der Philosophie. Seit 2008 ist er Wissenschaftlicher Mitarbeiter am ZMO und forscht zum Thema „Indische Exilanten in Berlin“.

Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der GWZ Berlin

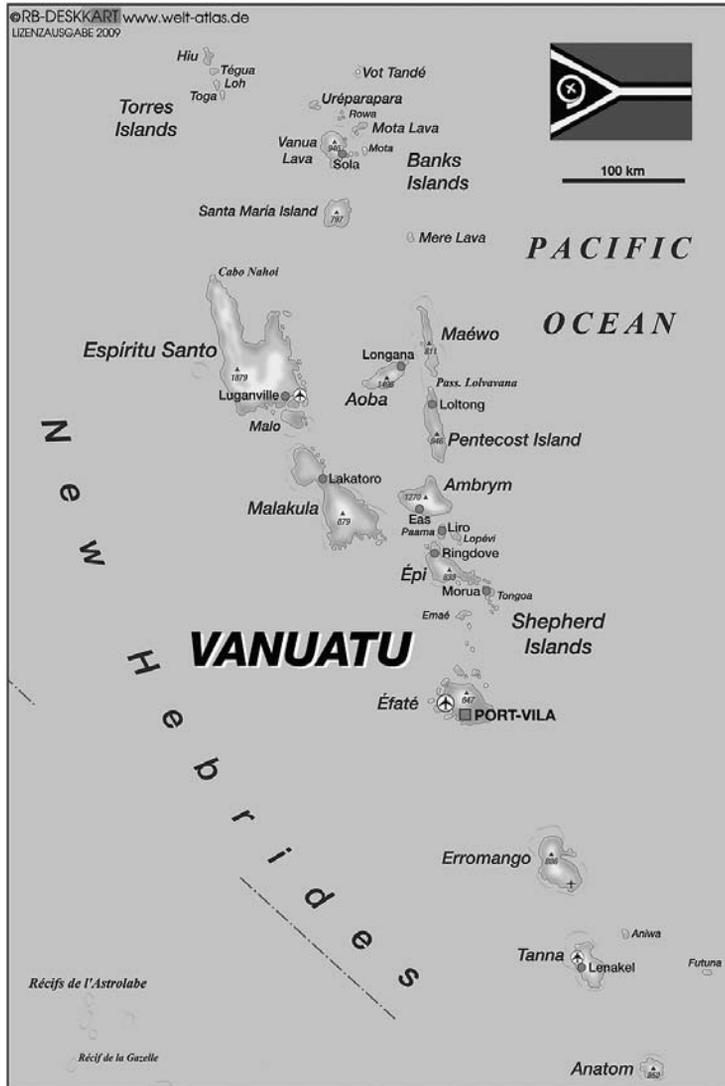
per 30. Juni 2009

VORSTAND UND DIREKTOREN Ulrike Freitag | Manfred Krifka | Sigrid Weigel, Vorsitzende
GESCHÄFTSFÜHRER Wolfgang Kreher **ASSISTENZ-, KO- BZW. VIZEDIREKTOREN** Hans-Martin Gärtner | Sonja Hegasy | Kai Kresse | Thomas Macho (assoziiert) | Angelika Neuwirth (assoziiert) | Babara Stiebels **WISSENSCHAFTLICHE MITARBEITERINNEN UND MITARBEITER** Abdallah Chanfi Ahmed | Zaal Andronikashvili | Janis Augsburg | Marc David Baer | Anton Benz | Karlheinz Barck | Mechthild Bernhard | Nuria Bertomeu | Dagmar Bittner | Katrin Bromber | Gisela Bungarten | Tile von Damm | Sasha Dehghani | Patrick Desplat | Laura Downing | Stefanie Ertz | Andrea Fischer-Tahir | Sabine Flach | Britta Frede | Werner Frey | Susanne Fuchs | Natalia Gagarina | Knut Graw | Thomas Gugler | Dyala Hamzah | Miriam Hartinger | Friedhelm Hoffmann | Anja Hubert | Stefanie Jannedy | Marloes Janson | Melanie Kamp | Hildegard Kernmayer | Esther Kilchmann | Christine Kirchhoff | Annegret Klassert | Tobias Klein | Herbert Kopp-Oberstebrink | Uta Kornmeier | Milena Kühnast | Perdita Ladwig | Nora Lafi | Katharina Lange | Nora van Leusen | Heike Liebau | Roman Loimeier | Rainer Ludwig | George Maisuradze | Stefan Manns | Antia Mato Bouzas | Leyla von Mende | Rana von Mende Altaylı | Karin Mlodoch | Ernst Müller | Dirk Naguschewski | Christina Pareigis | Ohad Parnes | Robert Pelzer | Caterina Petrone | Erik Porath | Helen Przibilla | Dietrich Reetz | Jörg Richter | Kristina Riedel | Fabienne Salfner | Regina Sarreiter | Ulrich Sauerland | Armin Schäfer | Gerhard Scharbert | Mathias Schenner | Joska Samuli Schielke | Heike Schlie | Falko Schmieder | Kerstin Schwabe | Nitin Sinha | Jan Söffner | Katrin Solhdju | Stephanie Solt | Barbara Stiebels | Vahe Tachjian | Franziska Thun-Hohenstein | Nathalie Topaj | Martin Tremml | Hubert Truckenbrodt | Ulrike Vedder-Porath | Tonjes Veenstra | Margarete Vöhringer | Sophie Wagenhofer | Daniel Weidner | Melanie Weirich | Stefan Willer | Barbara Winckler | Steffen Wippel | Kazuko Yatsushiro | Marzena Zygis **STIPENDIATEN** Mushina Alleesaib | Anna Cypionka | Peggy Jacob | Christian Luckscheiter | Sonja Mählmann | Romy Marschall | Matthias Meindl | Alexander Schwier **VERWALTUNG** Ute Andersohn | Rebecca Glanz | Sylvia Obeth | Annerose Schröder **BIBLIOTHEKEN** Irina Busse | Halina Hackert-Lemke | Ruth Hübner | Jana Lubasch | Thomas Ripper | Sibylle Wegener **WISSENSCHAFTLICH-TECHNISCHE MITARBEITERINNEN UND MITARBEITER** Anna Arndt | Svenja Becherer | Marietta Damm | Susanne Hetzer | Öztürk Kiran | Andrea Schulz | Jana Wolf | Sabine Zimmermann **TECHNIK** Jörg Dreyer | Alfred Haack | Aleksandra Jovic | Michael Schutz **SEKRETARIAT** Elke Dresler | Jutta Müller | Silke Nagel **HAUSMEI-**

STERIN ZMO Petra Engler STUDENTISCHE MITARBEITERINNEN UND MITARBEITER
Sakina Abushi | Sarah Affenzeller | Heba Ahmed | Milena Bauer | Katharina Becker | Tobias
Bernhard | David Bittner | Johanna Blöser | Jia Wie Chan | Dominik Erdmann | Zoya Göthe |
Nicole Gotzner | Ute Groß | Judith Hampel | Mary-Anne Harenberg | Alexandra Hevicke |
Liese Hoffmann | Robert Hoffmann | Mounia Jammal | Katja Jana | Anna Jouravel | Nikolay
Kamenvov | Elisa Kellner | Johanna Klauke | Ines Klinger | Franziska Kriester | Franziska
Krüger | Christian Kübler | Micaela Mertins | Ann-Kristin Müller | Zoe Oßwald | Katarzyna
Peruzynska | Yelizaveta Piskorskaya | Pia Prestin | Tobias Retz | Julia Rivera | Ines Rückhardt |
Anja Schipke | Larissa Schmid | Melis Schmid | Rosalin Schmiech | Christian Schön | Doreen
Schöppe | Daniel Schreiber | Lisanne Schuster | Juliane Sievert | Alexandra Strekalova |
Nadezda Suchaciova | Julian Tadesse | Doreen Teumer | Stephanie Troyke-Lekschas |
Philipp Weber | Kathrin Weigle | Katja Wolf | Christoph Zelke | Matthias Ziervogel | Katha-
rina Zöllner

Reflexionen

Aus der Forschung der Zentren



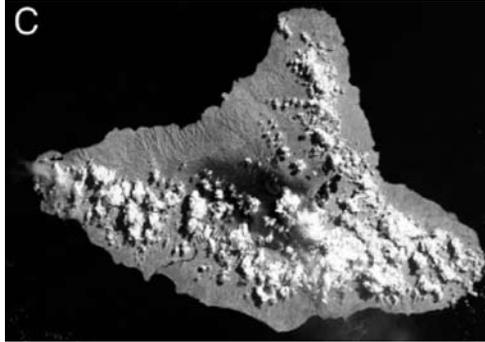
Die Schwarze Insel: Erste Schritte auf Ambrym.

Manfred Krifka

Zentrum für Allgemeine Sprachwissenschaft

Als die *Northern Star* den Anker lichtet, ist es kurz nach Mitternacht. Ich sitze seit sechs Stunden auf einer kalten Lochblechbank des Passagierraums mit etwa fünfzig weiteren Fahrgästen, und Stapeln von Säcken, Tüten und Kartons. Auf dem Schiff verteilt, in den sechs Kabinen oben und an der Reling, sitzen, liegen und stehen sicher nochmal so viele Passagiere, die meisten von ihnen Schüler, die nach zwei Wochen in Port Vila auf ihre Heimatinsel zurückgebracht werden. Bis in die späte Nacht wurde geladen; die beiden Luken quellen über vor Containern und Paketen, und über allem thronen vier riesige Satellitenschüsseln, festgezurt zwar aber wie schwebend in ihren Holzgestellrahmen. Es hätte schon gestern losgehen sollen, doch ich hatte dann doch noch eine Nacht im *Reshaos* verbringen müssen. Eigentlich hätte ich fliegen wollen, aber die 18 Sitze des einzigen wöchentlichen Flugs waren schon lange ausgebucht. Ich rechne damit, spätestens morgen abend in Ambrym zu sein, sind es doch nur etwa 120 Kilometer, Seelinie.

Es sollte dann aber drei Nächte und zwei Tage dauern. Wir laufen erst Emae an, dann Epi, dann geht es der Küste von Malekula und den Maskelynischen Inseln entlang. Neun Mal landen wir – das heißt: es wird einige hundert Meter vor der Küste geankert, das Boot wird herabgelassen und mit Säcken, Paketen oder Menschen gefüllt bis fast das Wasser hineinschwappt. Es steuert dann auf den Strand zu, wo sich eine Menschenkette bildet, welche die Ladung Stück für Stück ans Land befördert. Hafenanlagen gibt es nicht; nur einmal, nachts, in Lamap, kann man über morsche Balken direkt an Land gehen. Die Satellitenschüsseln gehören einem Trupp von Chinesen, die zwar keine Uniform tragen, aber wie Söldner aussehen; sie werden in Epi auf das Boot geladen, jeweils eine für sich, was einen Aufenthalt von drei Stunden bedeutet. Ich habe mich nach dem ersten ungeduldigen Tag damit abgefunden, länger als erwartet auf dem Frachter zubringen zu müssen. Ich rede mit den Leuten und übe so mein Bislama, die Verkehrssprache Vanuatus, die ich auf den Inseln brauchen werde. Jeder will sich mit mir unterhalten, schließlich bin ich der einzige Ausländer an Bord. Ich muss immer erst erklären, dass ich weder aus Australien,



Satellitenaufnahme, mit Caldera und Vulkanwolken in Richtung Südost

Neuseeland oder Neukaledonien noch aus den USA komme. Ich rede am meisten mit einem Chief von Tanna, der viel in Melanesien herumgekommen ist; sein Vater hat das Staatsmotto geprägt, das auf den Geldscheinen steht: *Long God yumi stanap*, 'In God We Stand'.

Am Morgen des dritten Tages kommt die schwarze Insel in Sicht. Die etwa tausend Meter hohe Caldera ist deutlich zu sehen. Ich erkenne die Landschaft wieder, von Fotografien und auch aus dem Überfliegen in *Google Earth*. Es sind nur noch etwa zwanzig Passagiere an Bord, nur drei wollen nach Ambrym. Rucksack und Umhängetasche bringe ich trocken an Land. Ich stehe auf dem schwarzen Strand – Basalt, mit weißen Korallenbruchstücken. Um mich einige Leute, viele Kinder, die beim Ausladen der Pakete helfen: es sind vor allem Schulhefte, die vom Erziehungsministerium auf die Insel geschickt werden. Das ist also der Ort, für den ich von Berlin nach London, von London nach Sydney, von Sydney nach Port Vila geflogen und dann noch einmal drei Tage übers Meer gefahren bin.

Bald werde ich von einem älteren Mann angesprochen. Ich sage ihm, dass ich vor einigen Tagen bei Sam angerufen habe und dort unterkommen wollte. Er scheint enttäuscht, dass ich nicht das *Reshaos* von Wurro benutzen wollte, führt mich aber zu Sam. Wurro: Drei Baracken, die Presbyterianer-Kirche, das Schulhaus, ein Gemeindehaus. Offene Rasenflächen, einige Blumenreihen, darum lose verteilt kleine Betonhäuser, gedeckt mit Kokospalmbältern oder Wellblech, von dem Rohre das Wasser in Zisternen sammeln. Schwarze Schweine laufen herum und braune Hühner. Der kurze Weg nach Enmila: Überall Kokospalmen, in unterschiedlichen Winkeln zum Himmel stehend. Der Boden: schwarzer Sand. Sam hat ein großes Haus aus Beton mit Küchenhaus, einem Gäste-Bungalow, einem Garten. In der Mitte steht ein Mangobaum mit großen Knollen am Stamm, darum eine Sitzbank. Ich erkläre Helen, der Frau von Sam, wer ich bin, warum ich erst jetzt komme und was ich will. Sie freut sich, ist neugierig und betet erst mal für mich.

Was will ich? Ich will ein Dokumentationsprojekt zu den Sprachen auf dieser Insel initiieren. Zwar kenne ich Vanuatu – die Neuen Hebriden – von einem Besuch vor zehn Jahren, aber ein damals geplantes Unternehmen ließ sich nicht verwirklichen. Jetzt will ich einen Antrag an die Volkswagenstiftung vorbereiten, die – zusammen mit Einrichtungen in Großbritannien, Frankreich und den USA – die Dokumentation von bedrohten Sprachen fördert. Warum Ambrym? Von den achtzig bis hundert Sprachen, die in Vanuatu, einem Staat mit vielleicht 230.000 Einwohnern, gesprochen werden, weiß man von den Sprachen auf dieser Insel, mit etwa 680 m² immerhin die fünftgrößte des Archipels, besonders wenig. Mein ursprüngliches Ziel, eine Sprache auf der größten Insel Espiritu Santo zu dokumentieren, habe ich daher nach Rücksprache mit Sprachwissenschaftlern an der University of the South Pacific in Port Vila abgewandelt. Im Südosten von Ambrym wird eine Sprache gesprochen, die nah verwandt ist zu derjenigen der kleinen vorgelagerten Insel Paama, welche durch Terry Crowley in seiner Dissertation von 1980 detailliert beschrieben wurde. Aber die Sprachen des Nordens und des Südwestens kennt man im Wesentlichen nur durch die Grammatik, das Wörterbuch und die Textsammlungen von William Paton, der von 1933 bis 1948 auf der Insel als presbyterianischer Pastor gewirkt hat. Die von ihm beschriebene Varietät, *Lonwolwol* genannt, ist jedoch nur eine von mehreren Sprachen. Ferner gibt es noch Wortlisten aus mehreren Dörfern, aufgenommen von Darell Tryon und veröffentlicht in seinem Werk von 1976, *The Language of the New Hebrides*. Zweck der Reise ist es somit, mir erst einmal Überblick zu verschaffen über die Sprachen vor allem des Südwestens, vertraut zu werden mit den Leuten, die sie sprechen, und herauszufinden, welche Art von Dokumentation sie sich wünschen. Denn ein Ziel aller neuen Dokumentationsprojekte ist es, etwas Sinnvolles für die Sprecher der Sprachen zu tun. Eine akademische Grammatik ist dafür wenig hilfreich, schon eher ein Wörterbuch, möglichst mit Bildern, oder eine Sammlung von Videos. Dadurch wird eine im Aussterben begriffene Sprache vielleicht nicht gerettet werden können. Doch man will wenigstens, dass die Enkelkinder noch etwas über ihre Sprache erfahren können werden.

Sam sieht das sofort ein und ist begeistert. Und nachdem auch er erst mal für mich gebetet hat, beginnt er sofort, meinen Aufenthalt zu organisieren. Aus dem Manager des Flugfelds von Craig Cove hätte unter anderen Umständen ein erfolgreicher Unternehmer werden können. In ein paar Minuten hat er einen Reiseplan für mich entwickelt. Er kennt die sprachliche Situation der Insel ausgezeichnet und kann auch einschätzen, wer sich am



Chief Saksak in Lalinda

besten als Informant eignen würde. Nach einigen Tagen im Gebiet von Craig Cove wird es mit einem *truk*, auf der Ladefläche eines Kleinlasters, nach Port Vato und Lalinda gehen; dort wird eine deutlich ausgeprägte Sprache gesprochen. Dann zurück nach Baiap und Sesivi – eine andere Sprache. Dann in das Landesinnere, nach Polibetakever und Tou; die Sprache dort verstehe er zwar, meint Sam, aber man spräche irgendwie merkwürdig. Dann an die Küste jenseits des Vorgebirges, nach Wakon. Von dort könnte man ein *speedboat* an die bevölkerungsreiche Nordspitze organisieren. Das will ich aber nicht, da darüber ein Student aus London forschen will und meine Zeit wegen der Transportprobleme knapper bemessen ist, als es geplant war. Dann also eher noch mehr Aufnahmen in den Weilern um Craig Cove. Ich weiß nun, was ich in den nächsten drei Wochen zu tun habe. Für einen Aufstieg zu den Vulkanen bleibt da wohl keine Zeit.

Bei Sam und in seinem Clan mache ich erste Schritte bei dem Versuch, das Leben in dieser Welt zu verstehen. Ich begreife die Rolle, die er selbst in ihr spielt: Als wirtschaftlich erfolgreicher Mann, der sich sogar eins der drei Telefone in Craig Cove leisten kann, muss er für viele andere sorgen und hat doch auch Neider. Da ist es sicher nicht hilfreich, dass er vor zehn Jahren mit den Seinen die presbyterianische Kirche verlassen hat und jetzt bei der Neil Thomas Mission mitmacht. Überall laufen schwarze Schweine herum, aber Sam hat besonders viele und sogar einen Pferch, in dem er sie nachts einsperrt: Durch regelmäßige Feste, bei denen Schweine geopfert werden, kann er sich der gesellschaftlichen Hierarchie emporarbeiten.

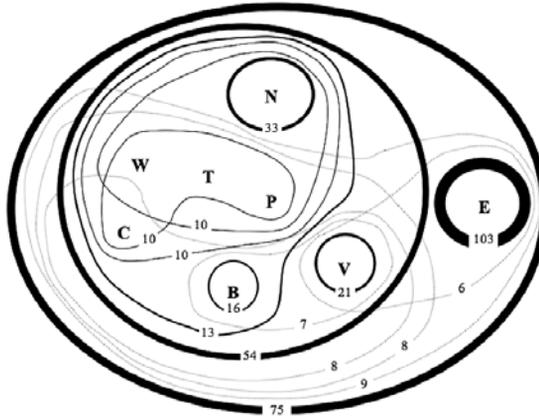
Am dritten Tag werde ich Zeuge eines merkwürdigen Vorfalles. Letzte Woche ist ein Unglück geschehen, ein offenes Boot mit siebzig Rindern an Bord, bestimmt für das Schlachthaus in Port Vila, ist vor Epi gekentert. Fast alle Tiere sind ertrunken, und auch der Kapitän ist dabei umgekommen, er wurde von einem Schwertfisch angefallen. Wir gehen zu dem Ort, an dem der Kapitän wohnte. Wir warten einige Stunden, es soll eine Prozession von der Adventistenkirche in Baiap heraufkommen. Sie kommt nicht. Man wird ungedul-

dig. Man geht in den Busch und schlachtet einen *bullock*, der irgendeine Rolle bei der Trauerfeier zu spielen scheint. Die Prozession lässt sich noch immer nicht blicken. Irgendwer hat das schlecht organisiert. Man wird unruhig, schreit sich an. Sam stiftet wieder Frieden, und wir gehen kurz vor dem frühen Einbruch der Nacht wieder zurück. Der Verlust der Rinder hat die Leute schwer getroffen, und – aber das verstehe ich erst am Ende meiner Reise – man ist überzeugt, dass dabei Magie im Spiel war. Vielleicht hat jemand auch dafür gesorgt, dass die Trauerfeier nicht stattfinden würde. Man verdächtigt sich gegenseitig. Es ist nämlich bei fast allem Magie im Spiel auf Ambrym. Inseln mit aktiven Vulkanen, so glaubt man, haben magische Kraft, und Ambrym hat gleich zwei davon: Benbow und Marum, die als Vulkankegel in einer vegetationslosen Caldera mit fünfzehn Kilometern Durchmesser sitzen, die selbst wiederum durch einen gewaltigen Ausbruch vor etwa 2000 Jahren entstanden ist.

	Ranon Trdyon 119 Fona Tryon 120	North Ambrym (Magam) Krifka	Paton 1956 [j: y] [west; north]	Wakon (Dip Point) Krifka	Polibeta- kever Krifka	Tou Krifka
1 (my) head	putu-ŋ poto-ŋ =	botonŋ	b ^h ε-, bate-, bat-	patu-k/- x	botonŋ	botonŋ
2 hair	woulu-ŋ =	wūluŋ	viulu-, woviul	wūluk	wūluŋ	wūluŋ
3 X ear	raliŋe-ŋ *daliŋe-ŋ	relinyanŋ	dalerŋ, ralerŋ	relinak	relinyang	relinyanŋ
4 X nose	pulæŋ- *guhū-n pulun-kuhu- ŋ	guhunŋ	gu-, guhu-, ku-	kuhuk, yuhuk	guhunŋ	guhunŋ
5 X tongue	mæ-ŋ =	mearŋ	ma-, m ^a a-	mak, m ^a ak	mearŋ	mearŋ
6 X tooth	lowu-ŋ =	luwonŋ	le, luɔ-	luwok	luwonŋ	luwonŋ
7 X eye	meta-ŋ =	metaŋ	mar, meta-	metak	metaŋ	mearŋ
8 X mouth	fa-ŋ =	poŋonŋ	boŋ, boŋo-	poŋek, boŋok	boŋonŋ	poŋonŋ
9 beard	mu-ŋ =	muŋ		amuk	hamunŋ	amunŋ
10 chin	pæləse-ŋ *bælse-ŋ	pala, paiserŋ	balse-, inbalse	pelah	pelah	pelah

Listen mit abgefragten Wörtern

Ich nehme von vielen Informanten die Wortlisten auf – etwa 350 Wörter sind in einer Sitzung von drei Stunden zu schaffen. Manchmal gesellen sich Freunde und Bekannte meiner Sprachinformanten hinzu und reden mit – einesteils ist das erfreulich, zum ande-



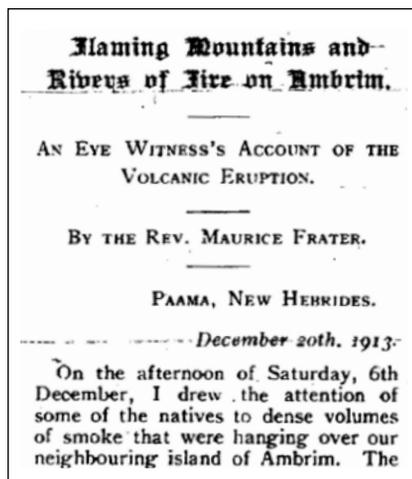
Isoglossen der Sprachen von Ambrym.

N: North Ambrym, E: East Ambrym, V: Port Vato, B: Baiap, C: Craig Cove, W: Wacon, T: Tou, P: Pulebetakever

ren wird es unklar, ob man sie auch entlohnen soll, und wie. Besser ist es, mit dem Informanten allein zu sein, was sich aber nicht immer einrichten lässt. Es zeigt sich, dass sich viele der Wörter aus Tryons Liste nicht richtig erfragen lassen. Für *stick*, 'Stecken' bekommt man Wörter wie *liye*, *ekin* oder *etuon*, was 'Holz', 'Stock zum Graben' und 'Stock zum Gehen' bedeutet. Für 'saugen' bekomme ich ein Wort *didih*, das sich später als 'pfeifen' herausstellt – man "pfeift" nämlich jemandem zu, indem man die Luft hörbar durch die Lippen zieht. Aber es gibt doch mindestens 200 Wörter, die sicher erfragbar sind, und es zeigen sich bereits innerhalb der etwa zehn Ansiedlungen im Gebiet von Craig Cove deutliche Dialektunterschiede. In der Bibliothek des *Caljoral Senta*, des *Cultural Center* in Port Vila habe ich die Wortlisten von Tryon in meinen Laptop getippt, und diese Daten kann ich auch zum Teil mit einbeziehen. Ich arbeite zunächst mit einer großen Kladde, die man gut auf den Knien balancieren kann. Wenn die Batterien nicht gerade leer sind oder irgendwo ein Generator abends Strom hergibt, übertrage ich sie in meine Tabelle, die am Ende 7000 Einträge enthalten wird. Erst auf dem Rückweg, in Port Vila und in Sydney, habe ich Zeit, die Daten zu analysieren: wie viele Gemeinsamkeiten gibt es zwischen den aufgenommenen Listen, wo gibt es Anhäufungen von Isoglossen, also von den Linien, die das Verwendungsgebiet von bestimmten Wörtern markieren? Die letzte Publikation, der Überblick der Sprachen Vanuatus von John Lynch und Terry Crowley von 2001, nimmt vier bis fünf Sprachen an, die zum Teil dialektal aufgefächert sind. Meine eigenen Listen, die auch Daten von Orten zeigen, die bisher unberücksichtigt geblieben sind, zeigen verschiedene Dialektkontinua, die das Zählen von Sprachen schwierig machen. Die Sprache des Südostens (E) ist klar abgesetzt; die restlichen Sprachen gehören hingegen enger zusammen. Der Norden (N) und auch Port Vato (V) bilden klare linguistische Einheiten. Ferner gibt es Beziehungen zwischen Port Vato und den Dialekten von Baiap und Sesivi (B). Der eigentliche Westen hat überraschenderweise weniger mit den angrenzenden

Idiomen des Südwestens zu tun als mit der Sprache des Nordens – aber zum Norden führen keine leicht gangbare Wege; man kann ihn nur übers Meer erreichen. Die Datenlage erlaubt es, von vier, fünf oder sechs Sprachen zu sprechen. Die klassische Definition – X ist eine Sprache, wenn die Sprecher von X sich gegenseitig verständigen können – greift nicht gut wegen den graduellen Übergängen vom Norden zum Westen und vom Westen zum Süden. Die Verständigung ist zudem asymmetrisch: Die Sprachen der Gebiete, in denen es Sekundarschulen gibt, in Port Vato, Baiap und im Norden, werden oft von Leuten aus anderen Regionen als “Fremdsprachen” gesprochen.

Aber wo wird Lonwolwol gesprochen, die Sprache, die Pastor Paton, an den sich manche alten Leute noch erinnern, aufgezeichnet hat? Die Sprache, in dem ein Großteil des Katechismus und des Gesangbuchs abgefasst ist? Es wird mir nach und nach klar, dass es sie eigentlich fast nicht mehr gibt. Es war die Sprache der ersten presbyterianischen Mission, die 1894 gegründet wurde. Dort wurde auch das erste Krankenhaus der Neuen Hebriden gebaut. Der Ort war dazu dazu ausersehen, Hauptstadt der entstehenden Kolonie zu werden. Am 7. Dezember 1913 kam dann die Katastrophe: Schon einige Wochen davor hatte man ungewöhnlich heftige vulkanische Aktivitäten beobachtet. Lavaströme flossen nicht nur von den Flanken von Benbow und Marum, sondern traten auch außerhalb an





„Keine Vögel in diesem Gebiet schießen!
Achte gut auf unsere Umwelt.“



Harold im Ausleger-Kanu auf dem Weg nach Wakon

den Hängen der Caldera auf und schoben sich langsam zum Meer. Am 7. Dezember aber brachen auf der ganzen Südwestflanke der Insel die Erde auf, und gerade an dem Ort, an dem sich die Mission befand, gab es die heftigsten Eruptionen. Zwar konnten die Kranken von ihren Lagern gerettet werden – unter dramatischen Umständen, mit kleinen Booten in siedend heißem, aufgewühltem Meerwasser, wie ich in den *Quarterly Jottings Issued by the John G. Paton Mission Fund* in der Nationalbibliothek in Port Vila gelesen hatte: *Flaming Mountains and Rivers of Fire on Ambrym!* Aber hunderte von Bewohnern starben, viele wurden zu Flüchtlingen, und das betroffene Gebiet wurde erst nach und nach wieder besiedelt. Heute wohnen nur wenige Familien in Wakon. Eine ringförmige Hügelkette von über hundert Metern Höhe hat sich bei dem Ereignis aufgetürmt, und Lake Fanteng, ein 200 Hektar großer See, ist dabei entstanden.

Jessie, der *kastom chief* von Wakon, versucht, die Gegend für Touristen interessant zu machen – für Vogelbeobachter beispielsweise, die hier die die scheuen Großfußhühner sehen können, die ihre Eier bei verrottenden, wärmespendenden Baumwurzeln vergraben. Viel Besuch hat er nicht, vielleicht zehn Mal im Jahr kann er einen Raum in seinem Haus vermieten. Ich bleibe vier Tage, denn Jessie und sein 75-jähriger Onkel Harold erweisen sich als eine wahre Quelle der Information über Ambrym. Man zeigt mir Bilder des untergegangenen Hospitals und der Missionsstation, mit deutschen Beschriftungen, die ich ihnen übersetze. Harold hat auch eiserne Gusstöpfe und andere Utensilien von dem untergegangenen Krankenhaus im Meer gefunden. Er bringt Aufzeichnungen seines Großvaters aus den 30er Jahren, die von Initiationsriten und Heiratsbräuchen berichten. Viele Geschichten beginnen mit *In der Zeit, bevor Captain Cook gekommen war ...* Da muss ich Jessie und Harold enttäuschen: An Ambrym selbst ist Cook 1774 vorbeigesegelt, die Insel hat er und mit ihm Georg und Reinhold Forster nur vom benachbarten Malakula aus gesehen und von dort über einen Vulkanausbruch berichtet. Jessie überrascht mich mit einer Wortliste, die er in der Nacht niedergeschrieben hat. Und ich verblüffe Harold, indem



Kopra-Ofen

ich meine Fragen nach der Grammatik von Possessivausdrücken so richte, dass eine Form zum Vorschein kommt, die offensichtlich auf Kanus, Boote und Schiffe spezialisiert ist und die in den anderen Sprachen der Insel verschwunden ist. Wakon liegt so abgeschieden, dass man es am besten mit dem Kanu erreicht; die wenigen Kinder werden montags nach Craig Cove zur Schule gebracht und freitags abgeholt. *Truks* kommen nicht nach Wakon. Dennoch haben die Probleme der Erde auch diesen Zipfel eingeholt: Chief Jessie hat vor zwei Jahren seine Hütten nahe am Strand abgebrochen und sie weiter ins Landesinnere verlegt, denn er fürchtet das steigende Wasser.

Nicht nur der Klimawandel, sondern auch die Globalisierung hat Wakon erreicht. Wie überall auf der Insel brennen auch hier die Kopro-Öfen, auf denen Kokosnuss-Fleisch geröstet wird. Der Preis für Kopro hat sich 2007 vervierfacht, jetzt kann man gutes Geld damit machen. Daraus wird dann Öl gemacht, mit dem man sogar Autos betanken kann. Und die Kokosnuss wächst auf dem vulkanischen Boden Ambryms so gut wie nirgendwo sonst. Ihr kann auch der gelegentliche saure Regen wenig anhaben, der öfter über dem Gebiet niedergeht, wenn der Vulkan Schwefeldioxid-Wolken ausstößt. Man hat es mit wertvolleren *cash crops* wie Kaffee und Kakao versucht, die aber auf Ambrym nicht recht wachsen wollen.

Jessie gehört zu den Zeugen Jehovas, in seinem Haus hat er einen Stapel des *Wachturms*, der auch auf Bislama erscheint. Ich habe sechs Glaubensgemeinschaften auf der Insel gezählt: Presbyterianer, Katholiken, Neil Thomas Missionisten, Sieben-Tage-Adventisten und die Neue Apostolische Kirche. Es wird noch immer viel missioniert. Die Glaubensgemeinschaften orientieren sich meist nach Clan-Grenzen, die ohnehin schon bestehen. Es gibt keine offenen Feindseligkeiten, obwohl schon mal abschätzigste Worte über die da fallen, die nichts besseres zu tun haben, als jeden Morgen und jeden Abend sich eine Stunde zum Singen zu versammeln. Die Gesellschaft zerfällt auch wegen der Schulen in zwei Teile: Aus den Tagen des Kondominiums, der geteilten Verwaltung der Neuen Hebriden



Schlitztrommeln

durch Großbritannien und Frankreich, hat sich ein englischsprachiges und ein französischsprachiges Schulsystem erhalten. So zementieren sich die alten Grenzen zwischen den Ansiedlungen, und pflanzen sich bis in die Parteipolitik des Landes fort.

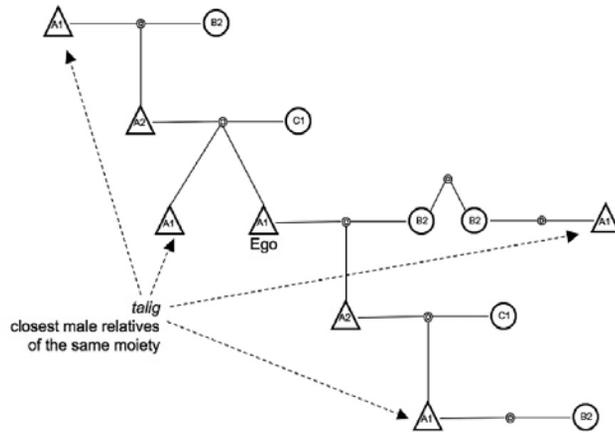
Ambrym ist wegen seiner senkrecht stehenden Schlitztrommeln berühmt, die, aufeinander abgestimmt, in den versteckten sakralen Plätzen, stehen. Auch das Ethnographische Museum in Berlin hat einige Exemplare, und in Port Vila kann man für Touristen angefertigte kleinere Versionen kaufen. Doch es gibt hier auch eine Kunstform, die sich kaum fixieren lässt: *Sandroing*, das Zeichnen von Figuren in den Sand. Jedes Kind beherrscht einige dieser Figuren, und die wahren Künstler können Dutzende davon vorführen. Zuerst wird ein rechtwinkliges Gerüst in den Sand geritzt, und dann zeichnet man, möglichst ohne den Finger abzusetzen, mit großen Schwün-

gen eine der vielen überlieferten Figuren in den Sand. Diese Figuren stellen Inseln dar, oder Tänze, oder Pflanzen, oder auch historische Ereignisse. Der Künstler spricht dazu, oder kommentiert die Figur, nachdem sie vollendet ist. Die UNESCO hat Sandroing zum "Intangible Cultural Heritage" erklärt; es gibt jährliche Festivals und Versuche, die verschiedenen Muster zu systematisieren und ihre Genealogie zu erklären. Auf der Nachbarinsel Pentecost, berühmt als der Ort, an dem das *bunji-jumping* erfunden wurde, soll sich sogar eine Art Schrift aus dem Sandroing entwickelt haben. Es wird schwierig sein, diese kulturelle Praxis zu dokumentieren: Die schwarzen Figuren auf schwarzem Sand sind auf Fotografien oder Filmen kaum sichtbar. Aber die Kinder malen sie auch bereitwillig mit Buntstiften in ihre Hefte.

Mithilfe des Sandroings hat ein ungenannter Einwohner aus Baiap dem Anthropologen Bernard Deacon im Jahre 1926 das Verwandtschaftssystem auf Ambrym erklärt. Ich weiß davon noch nichts. Ich wundere mich nur über die Verwendung von Ausdrücken wie *talig*, die 'Bruder' zu heißen scheinen, dann aber auch angewendet werden auf den Großvater väterlicherseits und den Enkel, den Sohn des Sohnes. Später in der Bibliothek in Universität von Sydney lerne ich die umfangreiche und kontroverse Literatur zum

Sandroing





Verwandschaftssystem: talig

Verwandschaftssystem auf Ambrym kennen. 1927 ist der Artikel von Deacon erschienen – damals war der Student aus Cambridge bereits der Malaria erlegen – und wurde gleich von mehreren Anthropologen aufgegriffen. Das Verwandschaftssystem entsteht nach ihm aus einer Kombination von drei über den Vater ererbten Clans, zwei von der Mutter ererbten Moieties, und Regeln, welche Männern die Heirat einer Frau desselben Clans, derselben Moietie und auch des Clans der Mutter verbieten. Daraus entsteht ein Muster, das zwischen geraden und ungeraden Generationen unterscheidet und in dem die ideale Partnerin des Mannes die Tochter der Tochter der Tante mütterlicherseits ist. Das System scheint noch aktiv zu sein, doch kann man es durch geschickte Adoptionen austricksen.

Neben den Wörtern versuche ich auch, grundsätzliche Aspekte der Grammatik der Sprachen aufzuzeichnen. Wer mit den melanesischen Sprachen nicht vertraut ist, wird sich vielleicht über die Unterscheidung von inklusivem und exklusivem ‘wir’ wundern oder über die reichen Numerusformen beim Pronomen: Singular, Dual, ein sogenannter Trial, der für kleine Anzahlen verwendet wird, und ein echter Plural. Nach meinem Eindruck wird dieses System konsistent angewendet. Die Inklusiv/Exklusiv-Unterscheidung, die auch das Bislama kennt (*yumitu* für ‘wir beide, du und ich’ und *mitufala* ‘wir beide, ich und er/sie’), finde ich so praktisch, dass ich sie später im Englischen vermissen werde.

Ich nehme auch einige Geschichten auf. Chief Saksak in Lalinda, der fast achtzig ist, erzählt mir aus dem zweiten Weltkrieg, als reger Schiff-Verkehr zwischen den Inselketten herrschte. Die USA hatten damals die Stadt Luganville auf Santo als Bastion gegen die japanische Invasion ausgebaut. Der Krieg hat Vanuatu nie erreicht, und der Stationierung von tausenden von Soldaten, die Geld ins Land brachten, wird nachgetrauert – so sehr, dass es noch immer Kulte gibt, welche die Soldaten durch Flugfelder und amerikanische

Flaggen wieder herbeizulocken suchen. Saksak erzählt mir auch, wie man einen ausbrechenden Vulkan besänftigt: Man schleudert grüne, saftige Kokosnüsse in den Krater, das habe jedenfalls früher geholfen. Überhaupt würde der Vulkan nur dann ausbrechen, wenn ein Hexer ihn dazu bewegt, doch jetzt sei der letzte, der die magischen Worte kannte, tot, und der Vulkan werde nie mehr ausbrechen. Ich nehme auch Geschichten auf wie die von Lisepsep, einer merkwürdigen Kreatur, der durch die Lüfte fliegt und die mühsam gerodeten Gärten der Leute wieder in Natur zurückverwandelt. Man fängt ihn geschickt, indem man ihm nachts auflauert und ihn in dem Moment schnappt, in dem er seine Notdurft verrichtet. Er wird an ein Stück Holz (*liye*) gebunden und an die Küste getragen. Sein Jammern und schlaues Argumentieren hilft nichts, man wirft ihn ins Meer, und zeigt noch heute bei dem Dorf Malver die Klippe, wo dies geschah.

Nach drei Wochen Arbeit im Südwesten von Ambrym fliege ich wieder zurück. Es regnet seit Tagen, was die Leute freut, denn das Wasser in den Zisternen – die einzige Trinkwasserversorgung auf der Insel – stand schon bedenklich tief. Zum Abschied auf dem Flugfeld sind viele gekommen, die mir eine gute Rückreise und baldige Wiederkehr wünschen. Nur der Vulkan zeigt sich nicht hinter den schweren Regenwolken.

Professor Dr. *Manfred Krifka* folgte im Jahr 2000 einem Ruf auf die Professur für Allgemeine Sprachwissenschaft an der Humboldt-Universität zu Berlin, übernahm zugleich die Leitung des Zentrums für Allgemeine Sprachwissenschaft als Direktor und wurde zu diesem Zeitpunkt auch in den Vorstand der Geisteswissenschaftlichen Zentren Berlin gewählt. Manfred Krifka studierte an der Universität München und war danach an der Universität Tübingen und an der University of Texas at Austin tätig. Er arbeitet zur Syntax, Semantik und Pragmatik, unter anderem zu Bantusprachen und zu austronesischen Sprachen.

Auf der Suche nach eingebetteten Sätzen im Pirahã

Mathias Schenner

Zentrum für Allgemeine Sprachwissenschaft

Einleitung: Rekursion und eingebettete Sätze

Die Sprachfähigkeit des Menschen wird heute oft als Begründung für dessen Sonderstellung in der Natur angeführt. Angesichts der bemerkenswerten kommunikativen und kognitiven Fähigkeiten in der restlichen Tierwelt stellt sich aber immer dringender die Frage, was eigentlich die menschliche Sprache ausmacht. Die derzeit populärste Antwort wurde von Hauser et al. (2002) programmatisch formuliert und wird seither kontrovers diskutiert. Die Grundidee ist, dass sich menschliche Sprachen durch ihre strukturelle Komplexität auszeichnen, insbesondere durch rekursive Regeln in ihrer Grammatik. Was bedeutet das konkret? Eine Grammatikregel setzt sprachliche Bausteine verschiedenen Typs (Wörter oder Phrasen) zu größeren Bausteinen zusammen, beispielsweise einen Artikel *die* und ein Nomen *Frau* zur Nominalphrase *die Frau*. Eine solche Regel ist rekursiv, wenn ihr Ergebnis wieder als Eingabe-Bausteine für die gleiche Regel verwendet werden kann. Ein einfaches Beispiel sind eingebettete Sätze. Wenn man einen Satz wie (1a) mit einem geeigneten Verb (z. B. *glauben*) und einem Nominalausdruck (z. B. *Anna*) kombiniert, entsteht im Deutschen ein neuer Satz, wie in (1b). Diesen Satz kann man nun mithilfe der gleichen Regel erneut mit einem geeigneten Verb und einem Nominalausdruck kombinieren, wie in (1c), und erhält einen neuen Satz; usw.

- (1) a. Es regnet.
 b. Anna glaubt, es regnet.
 c. Bert sagt, Anna glaubt, es regnet.

Niemand bestreitet, dass verschachtelte Strukturen dieser Art, die sich mit rekursiven Grammatikregeln am einfachsten beschreiben lassen, in vielen Sprachen vorkommen. Die Streitfrage, die innerhalb der Linguistik Anlass zu schweren Gefechten gegeben hat, lautet vielmehr: Welche Rolle spielen rekursive Regeln für die Charakterisierung der menschlichen Sprachfähigkeit? Es lassen sich grob zwei Positionen unterscheiden:

- (2) a. Rekursion ist eine biologisch verankerte und daher notwendige Eigenschaft der Grammatiken aller natürlichen menschlichen Sprachen.
 b. Rekursion ist eine (in bestimmten Kommunikationssituationen) nützliche quasi-universelle Eigenschaft, die sich im Verlauf der kulturellen Entwicklung des Menschen herausgebildet hat.

Das EU-geförderte Projekt CHLaSC (Characterizing Human Language by Structural Complexity), geleitet von Manfred Krifka und Uli Sauerland am ZAS, beleuchtet diese Hypothesen aus verschiedenen Perspektiven. Eine interessante empirische Stoßrichtung des Projekts wurzelt in der Frage: Stimmt es überhaupt, dass rekursive Strukturen (insbesondere eingebettete Sätze) in allen menschlichen Sprachen vorkommen?

In der Tat gibt es nämlich eine Handvoll Sprachen, von denen behauptet wird, dass sie ohne eingebettete Sätze und ihre Grammatiken ohne rekursive Regeln auskommen. Eine der medial prominentesten dieser Sprachen ist Pirahã, gesprochen von der indigenen Gruppe der Pirahã im brasilianischen Amazonasgebiet. Bekannt geworden ist die Sprache durch die Arbeiten von Dan Everett, dem bislang einzigen Linguisten, der sich über Jahrzehnte ausführlich mit dieser Sprache beschäftigt hat, und der aus seinen Beobachtungen weitreichende Konsequenzen für das Verhältnis von Sprache, Kognition und Kultur zieht, die sehr kontrovers diskutiert werden (Everett 1986, 2005, 2008, 2009, Nevins et al. 2007).

Reisen zu den Pirahã

Um mehr über diese Sprache aus erster Hand zu erfahren und um selbst nach Indizien für eingebettete Strukturen zu suchen, habe ich gemeinsam mit Miguel Oliveira, Jr. von der CHLaSC-Gruppe an der Universität St. Andrews die Pirahã im Januar, Februar und Mai 2009 dreimal für insgesamt etwa sechs Wochen besucht, eine Woche lang zusätzlich verstärkt durch Uli Sauerland und Cilene Campetela. Die Pirahã leben in einem etwa 4000 Quadratkilometer großen Gebiet an den Ufern des Maici, einem Zufluss des mächtigen Rio Madeira, der wiederum hunderte von Kilometern weiter in den Amazonas mündet. Im Jahr 2006 wurden etwas mehr als 350 Sprecher gezählt (von der brasilianischen Gesundheitsorganisation Funasa, die sich um die medizinische Versorgung der Pirahã



Typischer Zwischenfall auf der Transamazônica: Durch abgerutschten LKW unpassierbare Brücke



José Augusto Pirahã (Verão) im Transportboot auf dem Maici

kümmert (Gonçalves 2009)). Unsere Reise führte zunächst nach Humaitá, der nächstgelegenen Stadt im brasilianischen Bundesstaat Amazonas. Die dort angesiedelte Zweigstelle der Funai (Fundação Nacional do Índio), eine dem Justizministerium unterstellte Organisation zum Schutz der indigenen Bevölkerung, unterstützte uns bei der Planung unserer Fahrten zu den Pirahã. Vom Zentrum von Humaitá sind es zunächst etwa 90 km Auto-



Ankunft in einer kleinen Pirahã-Siedlung südlich von Pequiá



Dreifamilienhaus (Xífo, Pihóati, Xopí) in Xagópai

fahrt auf der Transamazônica bis zum Maici. Dieser Abschnitt der Transamazônica, legendär für seine schlechte Passierbarkeit, verschont gerade zur Regenzeit oft auch moderne Geländewagen nicht vom metertiefen Versinken im schlammigen Grund. Auf diese Etappe, die uns gelegentlich zwei volle Tage kostete, folgt eine etwa sechsstündige Bootsfahrt auf dem Maici bis zu den ersten Pirahã-Siedlungen.

Erste Schritte

Eine zentrale Zielsetzung unserer Reise war es, mögliche Belege für eingebettete Sätze, idealerweise als Resultat rekursiver Regeln, im Pirahã aufzuspüren. Bevor wir uns aber auf diese komplexeren Bereiche der Grammatik konzentrieren konnten, mussten wir uns einige Grundkenntnisse der Sprache aneignen: Ohne ein grundlegendes Verständnis der Struktur und Funktion einfacher Sätze lassen sich keine fundierten Aussagen über komplexe Sätze machen.

Erschwert wurde diese Aufgabe durch das Fehlen einer gemeinsamen Verkehrssprache. Obwohl die Pirahã seit über 200 Jahren regelmäßigen Kontakt zu portugiesischsprachigen Brasilianern haben, gibt es kaum Sprecher, die über mehr als rudimentäre lexikalische Portugiesischkenntnisse verfügen. Darin unterscheiden sich die Pirahã deutlich von angrenzenden indigenen Gruppen, in denen sich das Portugiesische wesentlich stärker als Verkehrssprache durchgesetzt hat. Um in dieser monolingualen Situation die Verständigung anfangs überhaupt erst zu ermöglichen, hatten wir Hilfe von José Augusto Pirahã, auch genannt Verão, der väterlicherseits von einem Pirahã abstammt und seine ersten Lebensjahre in Pirahãdörfern verbrachte. Portugiesisch festigte sich zwar als seine Muttersprache, nachdem er mit seiner Mutter nach Humaitá gezogen war, wo er auch heute mit seiner Frau und zwei Kindern lebt, aber der Kontakt zu den Pirahã blieb bestehen und so konnte er uns wertvolle Übersetzungshilfe leisten.

Mit welchen Phrasen beginnt man, eine neue Sprache zu lernen? Instinktiv wohl meist mit Entsprechungen für ‚Hallo‘, ‚Auf Wiedersehen‘, ‚Wie geht’s?‘, ‚Danke‘, ‚Bitte‘ und dergleichen. Als wir uns bei Verão zu Beginn unserer Reise beiläufig nach derartigen Ausdrü-



Xíaiibi, Aipipo und Posógiáf (vlnr) in ihrem Haus

cken im Pirahã erkundigten, überraschte er uns mit nachdenklichem Schweigen, das dann gar in die Feststellung mündete, dass es derlei im Pirahã nicht gebe (vgl. auch Everett 2008: 11). Das weitgehende Fehlen phatischer Kommunikation geht aber keinesfalls einher mit reduzierter Offenheit oder Freundlichkeit. Im Gegenteil, die warmherzige Fröhlichkeit und begeisterte Hilfsbereitschaft, mit der uns die Pirahã jeden Tag aufs Neue unermüdlich unterstützt haben bei unserem Versuch, ihre Sprache besser zu verstehen, wird mir immer in Erinnerung bleiben.

Zu einer weiteren Besonderheit der Sprache zählt das sehr kleine Phoneminventar – will heißen, es gibt nur sehr wenige bedeutungsunterscheidende Laute: drei Vokale (üblicherweise verschriftlicht als *a*, *o*, *i*) und acht Konsonanten für Männer (*p*, *b*, *t*, *s*, *k*, *g*, *h*, *x*) bzw. sieben für Frauen (*s* wird stets durch *h* ersetzt). Die Vokale gibt es jedoch jeweils in zwei Ausprägungen (Tonhöhen), beispielsweise *a* (tieferer Ton) und *á* (höherer Ton). Dass die Tonhöhe im Pirahã ein bedeutungsunterscheidender Faktor ist, zeigen Minimalpaare wie *bagiái* ‚Freund‘ vs. *bágiái* ‚Feind‘ (aus Everett 2008: 185).

Glauben-Sätze und Theory of Mind

Eingebettete Sätze erlauben uns unter anderem, über das mentale Leben anderer Menschen zu sprechen. Das Bewusstsein, dass nicht alle Menschen die eigene Weltsicht, das eigene Wissen teilen, entwickelt sich bei Kindern im Alter von etwa 4 Jahren. Mit dem



Auf dem Weg zur Maniok-Ernte

Erwerb der sogenannten *Theory of Mind* lernt man zu unterscheiden zwischen der selbst erfahrenen oder konstruierten Wirklichkeit und den Wirklichkeitskonstruktionen in den Köpfen der anderen Menschen. Dieser Entwicklungsschritt steht im wechselseitigen Zusammenhang mit dem Erwerb komplexer Sätze (vgl. z. B. de Villiers 2007). Mithilfe von eingebetteten Sätzen lassen sich die Glaubenssysteme anderer Menschen einfach und konzise beschreiben (*Anna glaubt, dass ...*).

Für die ersten systematischen Versuche, eingebettete Sätze im Pirahã zu elizitieren, haben wir kurze non-verbale Videos verwendet, in denen Situationen gezeigt werden, in denen für den Betrachter klar ist, dass die gefilmten Protagonisten am Ende bestimmte falsche Überzeugungen haben. Eine typische Sequenz ist folgende: Ein Mann wird gezeigt, der beobachtet, wie ein Apfel unter einem Hut versteckt wird. Der Mann verlässt die Szene, und in seiner Abwesenheit wird der Apfel durch eine Schildkröte ersetzt. Bei seiner Rückkehr in die Szene hat der Mann also die (mittlerweile) falsche Überzeugung, dass sich ein Apfel unter dem Hut befindet. Die von uns verwendeten Videos wurden von der CHLaSC-Gruppe an der Universität Groningen unter der Leitung von Bart Hollebrandse produziert und für Experimente zum Testen auf Theory of Mind erster und zweiter Ordnung verwendet.

Wir haben die Videos in erster Linie verwendet, um eingebettete Strukturen zu elizitieren. Dazu haben wir am Ende der Videos (mit Verãos Hilfe) gezielt Fragen gestellt, etwa nach dem Muster: ‚Was ist unter dem Hut? Was glaubt der Mann?‘ Die Antworten machten zum einen klar, dass die Sprecher keinerlei Probleme mit der Aufgabenstellung hatten, und zum anderen, dass das Verb *gai-sai* für ‚sagen‘ und ‚glauben‘ gleichermaßen benutzt werden kann.

Da in den Videos viele Gegenstände auftauchen, die dem Lebensraum der Pirahã fremd sind (Äpfel, Spielzeugautos, Plastikschildkröten usw.), initiierte Uli Sauerland eine vereinfachte, regional und kulturell angemessenere Variante des Experiments. Dabei dienen etwa Bananenblätter und von den Pirahã selbst hergestellte Körbe aus Palmwedeln als Verstecke, Tucumã-Früchte und Maniokstücke als zu versteckende Gegenstände. Statt Videos zu zeigen, agierten zwei Pirahã-Sprecher als Schauspieler: Zuerst versteckte der erste einen Gegenstand. Dann wurden ihm die Augen verbunden, währenddessen der

zweite den Gegenstand in ein neues Versteck legte. Am Ende wurde dem ersten die Augenbinde wieder abgenommen und ein dritter Pirahã, die eigentliche Versuchsperson, dem die Szene vorgespielt worden war, gefragt: Wo glaubt der erste, dass der Gegenstand versteckt ist?

Wir verwendeten diesen Aufbau für 12 Probanden mit jeweils drei Durchläufen. Hier sind einige häufige Antworten:

- (3) *kobio hi gai-sai ago-o aagáhá oosi*
 Kobio 3 sagen/glauben wo sein Tucumã
 ‚Kobio dachte (fragte sich): Wo ist die Tucumã?‘¹
- (4) *kobio hi gai-sai ti kosaagá*
 Kobio 3 sagen/glauben nicht-wissen
 ‚Kobio dachte: Ich weiß es nicht (= Kobio weiß es nicht)‘
- (5) *kobio hi gai-sai ti aisao-bihifbáhá*
 Kobio 3 sagen/glauben nicht-wissen
 ‚Kobio dachte: Ich weiß es nicht (= Kobio weiß es nicht)‘

Interessant war dabei, dass kontextabhängige Ausdrücke wie *ti* ‚ich‘ in den (eingebettet interpretierten) Sätzen, die auf das Verb *gai-sai* ‚sagen/glauben‘ folgten, stets verschoben interpretiert wurden, d. h. sich wie in der direkten Rede im Deutschen, im Falle von ‚ich‘, auf das übergeordnete Subjekt bezogen, nicht auf den tatsächlichen Sprecher. Unsere Versuche, nicht-verschobene Interpretationen zu forcieren, wurden stets entschieden zurückgewiesen, was im Lichte der Grammatik von Everett (1986) unerwartet war. Dem Verb *gai-sai* begegneten wir übrigens nicht nur in diesen experimentellen Elizitationskontexten, sondern überraschend häufig auch in spontansprachlichen Aufnahmen, etwa in kürzeren Geschichten. Nach unserem Eindruck handelt es sich um die wohl unmarkierteste Art, auf Pirahã eines anderen Gedanken oder Äußerungen wiederzugeben.

¹ Die Übersetzungen ins Deutsche sind zwar nach bestem Wissen konstruierte, kontextangemessene Entsprechungen, trotzdem aber durchgängig mit einiger Vorsicht zu genießen, da sie notgedrungen häufig Bedeutungskomponenten enthalten, die im Pirahã-Original fehlen (etwa durch Tempusformen oder der Wahl des definiten vs. indefiniten Artikels).

Neben *gai-sai* stießen wir in den Daten zu den Theory-of-Mind-Experimenten häufig auf zwei weitere Kandidaten für Einbettungsverben, *kosaagá* und *aisao-bihiibáhá*, die wir beide als ‚nicht wissen‘ übersetzt haben. Wir konnten bislang keinen semantischen Unterschied zwischen den beiden Verben ausmachen, die in vielen Kontexten füreinander ersetzbar zu sein scheinen und häufig tatsächlich gemeinsam auftreten. Sie können ohne overttes Objekt auftreten, wie in (4) und (5), aber auch volle (meist interrogative) Komplementsätze nehmen, wie in (6):

- (6) *kobio hi gai-sai ti kosaagá ago-o aagáhá oosi*
 Kobio 3 sagen/glauben \cap nicht-wissen wo sein Tucumã
 ‚Kobeo dachte: Ich weiß nicht, wo die Tucumã ist‘

Im Unterschied zu *gai-sai* werden indexikalische Ausdrücke (z. B. *ti* ‚ich‘, *abésai* ‚hier‘, *piaixiga* ‚jetzt‘) in den (mutmaßlichen) Komplementsätzen von *kosaagá* und *aisao-bihiibáhá* und anderen Verben für propositionale Einstellungen nicht verschoben interpretiert. Beispielsweise bezieht sich *ti* ‚meine‘ in (7) und (8) jeweils auf den Sprecher der Äußerung, nicht auf das (Matrix-)Subjekt *Kobio*.

- (7) *kobio hiosaago-xoihi ago-o ti xibaisai*
 Kobio nicht-wissen wo \cap Frau
 ‚Kobio weiß nicht, wo meine Frau ist‘
- (8) *kobio hiosaago-xoihi ti poa abaobaha tikaiti*
 Kobio nicht-wissen \cap Bein beißen Schlange
 ‚Kobio weiß nicht, dass/ob eine Schlange in mein Bein gebissen hat‘

Redewiedergabe

Ein weiteres Experiment, das wir benützt haben, um semantische Einbettung zu testen, beruht auf Wahrheitswerturteilen. Ausgangspunkt ist die simple Beobachtung, dass sich der Wahrheitswert eines komplexen Satzes von den Wahrheitswerten seiner Teilsätze unterscheiden kann. Beispielsweise kann der Satz ‚Anna sagte, dass die Erde eine Scheibe ist‘ wahr sein, auch wenn der darin eingebettete Satz ‚Die Erde ist eine Scheibe‘ falsch ist.



Xiotáhoagí während eines Experiments zur Redewiedergabe



Koogíhiú beim Flechten eines Korbs

In der einfachsten Variante dieses Experiments haben wir „Dialoge“ nach dem Muster in (9ab) konstruiert und die Probanden um ein Wahrheitswerturteil für den zuletzt gehörten Satz gebeten.

- (9) a. ti kahapi ikio gahixai
 1 gehen dort Mond
 ‘Ich war auf dem Mond’
 b. toi hi gai-sai ti kahapi ikio gahixai
 Toi 3 sagen 1 gehen dort Mond
 ‘Toi sagte: Ich war auf dem Mond’

Antwortet der Proband darauf mit ‚wahr‘, hat er den Satz ‚Ich war auf dem Mond‘ in (9b) offenbar als semantisch eingebettet interpretiert, also im Skopus von ‚Toi sagte‘. Dieses Experiment haben wir in verschiedene Richtungen ausgebaut und mit insgesamt über 50 Sprechern durchgeführt.

Mehrfacheinbettung und Rekursion

Der bloße Nachweis einfach (semantisch) eingebetteter Sätze, wie bisher diskutiert, rechtfertigt natürlich noch keineswegs die Annahme rekursiver Regeln in der zugehörigen Grammatik. Gibt es rekursive Regeln, sollten im Prinzip beliebig tief verschachtelte Strukturen erlaubt sein.

Komplexe Sätze mit mehrfacher Einbettung zu elizitieren ist gar nicht so schwer: Dazu haben wir einfach einen Satz *S*, geäußert von einem Sprecher *A*, aufgezeichnet, einem Sprecher *B* vorgespielt und gefragt: Was hat *A* gesagt? Die Antwort von *B* kam prompt: *A hat gesagt, dass S*. Diese Antwort haben wir wieder aufgezeichnet und einem Sprecher *C* vorgespielt, mit der Anschlussfrage: Was hat *B* gesagt? Die prompte Antwort von *C*: *B hat gesagt, dass A gesagt hat, dass S*. Hier als Beispiel eine Äußerung von *Ipohoa*, der eine Äußerung von *Taisapa* wiedergibt, der eine Äußerung von *Toi* wiedergibt:



Pihóati, Verão mit Xíibi, Toi, Bixí (vlnr)

- (10) taisapa hi gai-sai toi hi gai-sai ti kahapi ikio gahixai
 Taisapa 3 sagen Toi 3 sagen 1 gehen dort Mond
 ‚Taisapa sagte: Toi sagte: Ich war auf dem Mond‘

Zwar fanden wir derlei Sätze mit mehrfach geschachtelten Redewiedergaben nicht in spontansprachlichen Aufnahmen, aber wie bereits erwähnt tauchten in den Theory-of-Mind-Experimenten regelmäßig Sätze wie in (11) auf, in denen im (mutmaßlichen) Komplementsatz von *gai-sai* ‚sagen‘ ein tieferes Einbettungsverb wie *kosaagá* ‚nicht-wissen‘ mit eigenem Komplementsatz auftritt.

- (11) kobio hi gai-sai ti kosaagá ago-o aagáhá oosi
 Kobio 3 sagen/glauben 1 nicht-wissen wo sein Tucumã
 ‚Kobio dachte: Ich weiß nicht, wo die Tucumã ist‘

Die mühelose Verfügbarkeit dieser mehrfach eingebetteten Sätze spricht eher dafür, dass den diskutierten Fällen semantischer Einbettung auch eine entsprechende syntaktische Einbettung zugrunde liegt, und nicht bloß eine aus parataktischen Bestandteilen auf Diskursebene zusammengestückelte Abhängigkeitsbeziehung (was der bevorzugten Sichtweise Everetts in seinen jüngsten Arbeiten entspräche).

Ausblick

Die hier andiskutierten Daten sollten hinreichend belegen, dass semantisch eingebettete Sätze im Pirahã gang und gäbe sind; auch spontane Erzählungen sind oft gespickt mit vielen *gai-sai*-Sequenzen. Die mühelose Verfügbarkeit von mehrfach eingebetteten Struk-

turen macht darüber hinaus eine syntaktische Einbettungsanalyse dieser Sätze nicht unattraktiv. Verlässliche direkte Evidenz für oder gegen syntaktische Einbettung gibt es derzeit nicht, so man nicht die konzeptuellen Pfeiler seiner bevorzugten Syntaxtheorie strategisch so geschickt setzt, dass einem das gewünschte Ergebnis schon bei der derzeitigen Datenlage in den Schoß fällt. Das nährt mitunter auch gewisse Zweifel am empirischen Status der theorieunabhängigen Frage nach dem Vorliegen syntaktischer Einbettung, die je unpräziser formuliert, desto leidenschaftlicher diskutiert wird.

Die facettenreiche Sprache und die starke Kultur der Pirahã werfen auch ganz abgesehen von der Diskussion um Subordinationsstrukturen vielfältige Fragen auf, die in diesem Beitrag aber leider unerwähnt bleiben müssen.

Mathias Schenner studierte Allgemeine Sprachwissenschaft, Philosophie und Kognitionswissenschaft in Salzburg und Amsterdam. Seit 2006 arbeitet er als Doktorand im EU-geförderten Projekt „Characterizing Human Language by Structural Complexity“ am Zentrum für Allgemeine Sprachwissenschaft. Sein Interesse gilt formalen, kognitiv orientierten Modellen der Sprachverarbeitung. Derzeit arbeitet er speziell zur Semantik von kontextabhängigen Ausdrücken (u. a. Markern für Evidentialität und epistemische Modalität) in eingebetteten Sätzen.

Literatur

- Everett, Daniel L. 1986. Pirahã. In Desmond C. Derbyshire & Geoffrey K. Pullum (eds.) *Handbook of Amazonian Languages*, vol. I, 200–325. Berlin/New York: de Gruyter.
- Everett, Daniel L. 2005. Cultural constraints on grammar and cognition in Pirahã. Another look at the design features of human language. *Current Anthropology* 46(4): 621–634.
- Everett, Daniel L. 2008. *Don't Sleep, There Are Snakes: Life and Language in the Amazonian Jungle*. New York: Pantheon Books.
- Everett, Daniel L. 2009. Pirahã culture and grammar: A response to some criticisms. Ms., to appear in *Language*, June 2009.
- Gonçalves, Marco Antonio. 2009. Pirahã. <http://pib.socioambiental.org/en/povo/piraha>.
- Hauser, Marc D., Noam Chomsky & W. Tecumseh Fitch. 2002. The faculty of language: What is it, who has it, and how did it evolve? *Science* 298: 1569–1579.
- Nevins, Andrew Ira, David Pesetsky & Cilene Rodrigues. 2007. Pirahã exceptionality: A reassessment. <http://ling.auf.net/lingBuzz/000411>.
- de Villiers, Jill. 2007. The interface of language and Theory of Mind. In *Lingua* 117, 1858–1878.

Lev Nussimbaum – Essad Bey – Kurban Said. Ein Schriftsteller zwischen Orient und Okzident*

Sonja Hegasy

Zentrum Moderner Orient

Die Geschichte von Lev Nussimbaum alias Essad Bey alias Kurban Said ist nicht schnell erzählt. Nach allem was bekannt ist, wurde er 1905 in einer jüdischen Familie in Baku geboren und konvertierte im Alter von 17 Jahren im Berliner Exil zum Islam. Noch bevor er das Abitur beendete, schrieb er sich unter dem Namen Essad Bey Noussimbaoum an der Friedrich-Wilhelms-Universität in Berlin für das Studium der Islamischen Geschichte, Türkisch sowie Arabisch ein.

Mit 24 Jahren veröffentlichte er eine erste Autobiographie (mit fiktionalen Elementen) unter dem Titel *Öl und Blut im Orient* (Leipzig/Berlin 1930), die in der Weimarer Republik zu einem viel diskutierten Bestseller wurde. Seine Romane schrieb er später unter dem Pseudonym Kurban Said („glückliches Opfer“). Weltberühmt wurde *Ali und Nino* (allerdings erst Anfang der siebziger Jahre), eine christlich-muslimische Liebesgeschichte im Kaukasus am Vorabend der russischen Revolution (Wien/Leipzig 1937). In Aserbaidschan gilt der Roman seit der Unabhängigkeit 1991 als Nationalepos. Eine Gruppe antisemitischer Nationalisten behauptet jedoch bis heute, Nussimbaum könne nicht der Autor sein, sondern es handele sich um den Schriftsteller Josef Vezir.

Lev Nussimbaum schrieb seine Bücher auf Deutsch, denn er war von der Deutschbaltin Alice Schulte großgezogen worden. Seine Mutter beging 1911/12 Suizid. Als glühende Anhängerin der Russischen Revolution von 1905 war sie wohl mit Stalin bekannt, als dieser von 1907 bis 1912 in Baku weilte. Der New Yorker Journalist Tom Reiss schließt eine mögliche Verbindung zwischen ihrer Unterstützung der Bolschewiki und ihrem Freitod als Ehefrau eines wichtigen Ölbarons der Stadt nicht aus.

Während Essad Bey sich in den 20er Jahren in den bekannten Berliner Intellektuellenkreisen bewegte – er ging mit den Kindern der Pasternaks und Nabokovs zur Schule – und

* Nachdruck mit freundlicher Genehmigung des Brill Verlags aus: Zeitschrift für Religions- und Geistesgeschichte (ZRG), 60 Jahrgang (2008), Heft 4, S. 365–368, Leiden/Boston. Weitere Informationen: www.brill.nl/zrgg.
Redaktion: Zeitschrift für Religions- und Geistesgeschichte, Dr. Gideon Botsch, Moses Mendelssohn Zentrum, Am Neuen Markt 8, 14467 Potsdam.



Lev im Alter von etwas sechs Jahren
in kaukasischem Gewand

in der *Literarischen Welt* neben Walter Benjamin, Egon Erwin Kisch und Walter Mehring schrieb, bemühten sich rechtskonservative deutsche Gruppen, aber auch Vertreter der muslimischen Emigrantengemeinde in Berlin, ihn als Scharlatan und literarischen Betrüger zu verleumden. Unerwartete Unterstützung erhielten die muslimischen Nationalisten damals von dem ehemaligen deutschen Generalstabschef der Heeresgruppe Ost im Kaukasus, Ernst von Paraquin. Dieser fühlte sich durch Nussimbaums Beschreibung des osmanischen Massakers an den Armeniern in Baku 1918 unter den Augen der Deutschen persönlich diskreditiert, denn er hatte sich öffentlich dagegen gewandt und musste daraufhin seinen Dienst als osmanischer Oberstleutnant quittieren. Die deutsche Armee war damals jedoch „so tief in die türkische Kommandostruktur ‚eingebettet‘, dass man sie unmöglich von jeglicher Schuld freisprechen kann“, so Reiss.¹

Die weltweit wichtigsten Archive zu Leben und Werk von Lev Nussimbaum befanden sich bis vor kurzem im Privatbesitz des Nahost-Historikers Gerhard Höpp in Berlin und von Tom Reiss in New York. Mit Hilfe von Höpps Recherchen fand Reiss 1998 das letzte Manuskript von Kurban Said mit dem Titel *Der Mann, der nichts von der Liebe verstand* in Wien bei Therese Mögle, seiner letzten Verlegerin. Seit 2003 befindet sich der Nachlass von Gerhard Höpp in der Bibliothek des Berliner Zentrums Moderner Orient (ZMO). Im Rahmen seiner Forschung zur muslimischen Diaspora im deutschsprachigen Raum vom Ausbruch des Ersten bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges war Höpp schon frühzeitig auf die Person Essad Beys gestoßen. Tom Reiss und er lernten sich 1998 kennen und teilten ihre Leidenschaft zu Beys unentdecktem Leben. Acht Jahre lang recherchierte Reiss an seiner Biographie. Er trug neues Quellen- sowie Bildmaterial zusammen und führte Interviews mit über 41 Zeitzeugen, ihren Nachkommen sowie Historikern. Zu den offiziellen

1 T. Reiss, *Der Orientalist. Auf den Spuren von Essad Bey*, Berlin 2008, S. 267, 268, Anm. 46.

Dokumenten, die er auswertet, gehören Petitionen für und von Essad Bey an Mussolini, Dokumente offizieller Stellen über seinen „Rassenstatus“, die Reiss im Archiv des italienischen Innenministeriums fand, und die Unterlagen von Random House über einen Rechtsstreit um den Roman Ali und Nino von 1970 bis 1977. Auch die Forschung von Gerhard Höpp wird ausführlich zitiert. Daneben gibt es eine Vielfalt von Quellen anderer Verfasser, die Reiss zusammengetragen hat, darunter ein unveröffentlichtes Manuskript von Levs Schulkameraden Alexander Brailov und eine kurze Skizze von Alice Schulte zu Essad Beys Leben. Darüber hinaus fand Reiss mehrere von Beys unveröffentlichten bzw. unvollendeten Schriften sowie einen 300 Briefe umfassenden Austausch mit Pauline (Pima) Andreae (gest. 1953) von 1939 bis 1942, der 2002 noch als verschollen galt.²

Nussimbaum schreibt bis zu seinem Tod über 14 Bücher, 144 Artikel in der Literarischen Welt und Essays. Er veröffentlicht u. a. Zwölf Geheimnisse im Kaukasus (1930), eine Geschichte der russischen Geheimpolizei unter den Bolschewiki (1932), eine Geschichte der Ölförderung (1933) sowie Biographien über Stalin (1931), den Propheten Mohammed (1932), den letzten Zaren Nikolaus II. (1935) und Reza Schah (1936). Nussimbaums erster Beitrag zur Literarischen Welt war eine Reportage über Zeitungsjournalismus in Malaysia und Aserbaidschan. Der kosmopolitische Kaukasus, dem Lev Nussimbaum nachtrauert, und dessen Renaissance Reiss sowie Höpp³ als Essenz seines Schaffens ausmachen, ist auf einem Foto zu sehen, das Reiss 1998 von Miriam Aschurbekow überlassen wurde: Es zeigt eine Weihnachtsfeier in Baku 1913 mit muslimischen und jüdischen Kindern – darunter der Junge Lev – fröhlich versammelt unter dem Christbaum.

1935 wurde Essad Bey, später als die meisten deutschen jüdischen Schriftsteller, aus der Reichsschrifttumskammer ausgeschlossen. Der Nahost-Historiker Gerhard Höpp hat im Archiv des Auswärtigen Amtes Unterlagen des Reichspropagandaministerium gesichtet, die belegen, dass die „letzten Bücher Essad Beys, besonders das Buch ‚G.P.U.‘ für die antikommunistische Propaganda von solcher Bedeutung [sind], dass auf ihre Auswertung nicht verzichtet werden kann“; auch sei es „zweifelhaft“, ob der Autor überhaupt der „jüdischen Rasse“ angehöre.⁴

² Vgl. G. Höpp, Mohammed Essad Bey oder Die Welten des Lev Abramovic Nussenbaum, in: Essad Bey [Unter Mitwirkung von Wolfgang Weisl]: „Allah ist groß“. Niedergang und Aufstieg der islamischen Welt von Abdul Hamid bis Ibn Saud, München 2002, S. 411.

³ Vgl. G. Höpp, Biographien zwischen den Kulturen: Asis Domet und Mohammed Essad, in: H. Fürtig (Hg.): Islamische Welt und Globalisierung, Würzburg 2001, S. 149–157.

⁴ Zit. n. G. Höpp, Mohammed Essad Bey: Nur Orient für Europäer?, in: asien afrika lateinamerika, Vol. 25, 1997, S. 85.



Lev als junger Mann

Essad Bey gehörte zu den Sympathisanten des Faschismus wie seine Freundin Pina Andraea, George Sylvester Viereck oder auch Ezra Pound, die untereinander befreundet waren und am Ende alle versuchten, ihn im faschistischen Italien zu retten (Reiss 2008: 347 ff.). Er selbst stritt seine jüdischen Wurzeln vehement ab bzw. nutzte dieses „offensichtliche Versteckspiel“ zunächst als sphinxenhaftes Charakteristikum seines Schriftstellertums, wie Reiss vermutet. Nach 1938 wurde es dann für Essad Bey in Italien überlebensnotwendig. Sein Vater wurde wahrscheinlich 1941 nach Treblinka deportiert und umgebracht.

Einen Aspekt, den uns Tom Reiss in seinem Buch vehement in Erinnerung ruft, ist die blinde Furcht jener Zwischenkriegszeit vor den Bolschewiki. Nussimbaum konzentriert sich in seiner Stalinbiographie schon früh auf dessen verbrecherisches Regime.

Seine eigene Familie wurde enteignet und verjagt; in seinen Augen war seine Mutter ein Opfer der russischen Revolution. Die Gefahr der marodierenden rechten Freikorps in Deutschland wurde vor dem Hintergrund der Tschecha, die im Osten wütete, von den meisten Menschen nicht erkannt. Tom Reiss beschreibt, wie die Freikorps 1919 das revolutionäre München angriffen, „als handle es sich um eine Stadt irgendwo in Frankreich oder Belgien, beschossen es mit schwerer Artillerie und bombardierten es aus der Luft“ (2008: 193). Trotzdem dachten viele noch lange, alles sei besser als der Bolschewismus. Lev Nussimbaum hoffte noch 1942 kurz vor seinem Tod auf den „Endsieg“. Sich selbst bezeich-

nete er als Monarchisten und es gab genug Vereine, Splittergruppen und Kleinstparteien in der Weimarer Republik, die der Auffassung waren, Bolschewismus und Faschismus könnten nur durch eine (klassenlose!) Monarchie verhindert werden.

Nussimbaums Prophetenbiographie stellt ihn in eine Tradition jüdischer Orientalisierer und -wissenschaftler⁵, die sich seit dem frühen 19. Jahrhundert entwickelte und der Tom Reiss ein eigenes Kapitel widmet. Ähnlich wie Benjamin Disraeli, Ignaz Goldziher oder der zum Islam konvertierte Leo Weiss/Muhammed Asad berief Nussimbaum sich auf gemeinsame muslimisch-jüdische Wurzeln. Reiss zitiert Bernard Lewis Ausspruch vom „sentimentalen Semitismus“ Disraelis, wenn dieser von Juden als „mosaischen Arabern“ spricht. Reiss sieht darin „den Beginn eines Jahrhunderts, in dem man von einer Verschmelzung des Ostens mit dem Westen träumte, durch die nicht nur die herausziehende Krise der unterdrückten Völker des Orients gelöst, sondern gleichzeitig auch die Juden gerettet werden sollten.“ (2008: 284)

Auch mit seiner Vorliebe für orientalische Kleider war Essad Bey keineswegs eine Ausnahmeerscheinung seiner Zeit: Else Lasker-Schüler lief bspw. ebenfalls als „Jussuf, Prinz von Theben“ oder „Tino von Bagdad“ verkleidet durch Berlin.

Essad Bey starb 1942 verarmt und elend in Positano. Bis 1935 hatte er die Möglichkeit zu der Familie seiner Frau Erika Löwendahl in die USA auszuwandern, er kehrte jedoch zweimal zurück. Das mondäne Leben der Familie Löwendahl behagte ihm wenig, und seine späten Versuche von Italien nach Griechenland oder Ägypten zu kommen scheiterten.

Beys Werke haben bis heute verschiedene Wellen der (Wieder-)Entdeckung erfahren. 2000 legte der Ullstein-Verlag *Ali und Nino* erneut auf. 2002 erschien bei Matthes und Seitz eine Neuauflage von *Allah ist groß: Niedergang und Aufstieg der islamischen Welt* von Abdul Hamid bis Ibn Saud mit einem biographischen Essay von Gerhard Höpp. Hier resümiert Höpp: „Lev hat seine jüdische Welt zeitlebens niemals verlassen (können); aus ihr kamen Mitarbeiter und Freunde im Erfolg, wie in der Not, und sein Judentum war, wurde letztendlich sein Schicksal. Und: Essad hat bis zum Tode sein Muslimsein ernst genommen und gelebt, er ist als Muslim gestorben und wurde als Muslim begraben.“⁶

⁵ Vgl. M. Kramer (Hg.), *The Jewish discovery of Islam: Studies in Honor of Bernard Lewis*. Tel Aviv 1999.

⁶ G. Höpp, (wie Anm. 2), S. 390.

Gerhard Höpp starb im Dezember 2003 und konnte seine Essad-Bey-Biographie nicht fertig stellen. Tom Reiss spricht mit Wehmut von ihren Berliner Begegnungen: „Professor Gerhard Höpp was perhaps the single other person in the world who knew about Lev’s unique career in Germany, as a result of his comprehensive study of Muslims in the Third Reich: Over the years, we became friends and traded stories and information over heavy Prussian meals in the dark haunts of his native city.“⁷

2008 erschien Reiss’ Biographie *Der Orientalist* auf Deutsch im Osburg Verlag. Im selben Jahr legte H. J. Maurer *Öl und Blut im Orient* und *12 Geheimnisse im Kaukasus* wieder auf. Auch in Aserbaidschan erscheint eine Biographie über Essad Bey von Nourida Ateshi.

Manuskriptseite, unterzeichnet mit „Kurban Said“



7 T. Reiss, (wie Anm. 1), S. 451.

In diesem Buch wird auf das Copyright an Essad Beys/Kurban Saids letzter Handschrift bei dem Filmemacher Ralf Marschallek verwiesen. Das Original befindet sich jedoch im New Yorker Archiv von Tom Reiss, der mittlerweile drei der sechs Notizbücher Nussimbaums *Der Mann, der nichts von der Liebe verstand* im Internet frei zugänglich gemacht hat. Es gibt offensichtlich viele Interessierte, die hinter den Rechten am Werk von Essad Bey ein lukratives Geschäft wittern. Das bekommt die Bibliothek des Zentrums Moderner Orient immer wieder deutlich zu spüren.



Levs Grabstein auf dem Friedhof von Positano

Lev Nussimbaums 36-jähriges Leben ist hier nur gestreift worden – um es zu erzählen braucht man mindestens 451 Seiten.

Von 5. Juli bis 30. September 2008 zeigte das ZMO die Ausstellung „Die Erfindung Essad Bey“, die von Jasmin Bölling in Kooperation mit dem ZMO, dem Goethe Institut Tbilissi und der Deutschen Botschaft in Baku konzipiert wurde.

Dr. *Sonja Hegasy* studierte Islamwissenschaft in Kairo, Witten/Herdecke, Bochum und New York und wurde 1996 im Fach Politikwissenschaft an der Freien Universität Berlin promoviert. Anschließend war sie Juniorexpertin bei der Friedrich-Ebert-Stiftung in Kairo. Seit dem Jahr 1998 ist sie als wissenschaftliche Mitarbeiterin – seit 2008 als eine von zwei Vizedirektoren – am Zentrum Moderner Orient tätig. Im Jahr 2007 gab sie den Sammelband *Changing Values Among Youth. Examples from the Arab World and Germany* (Klaus Schwarz Verlag Berlin) zusammen mit Elke Kaschl auf Englisch und Arabisch heraus.



Abb. 1 Grabplatten in Svetic'xoveli

Denkmalkultur in Georgien

Zaal Andronikashvili

Zentrum für Literatur- und Kulturforschung

Der fünftägige russisch-georgische Krieg im August 2008 war ein Amalgam aus mehreren Konflikten. Der russische Neoimperialismus und der georgische Nationalismus spielten dabei ebenso eine Rolle wie die gemeinsame, noch immer nicht aufgearbeitete sowjetische Vergangenheit. Die Ursachen der gegenwärtigen Konflikte liegen aber nicht immer ausschließlich im Bereich des Politischen, sondern sind auch in den affektgeladenen Auseinandersetzungen um kulturelle Praktiken zu suchen.

1. Das koloniale Ordnungsbild

1811 – zehn Jahre nachdem das expandierende russische Imperium das ostgeorgische Königreich annektierte – wurde Philipp Paulucci (1779–1849), ein italienischer Marquis in russischen Diensten, zum Befehlshaber in Georgien ernannt. Beim Besuch der Kathedrale in Mc'xet'a, der alten Hauptstadt Georgiens, war er entsetzt über den Zustand der georgischen Königsgräber. Die schlichten Grabplatten georgischer Könige empfand der an Renaissancegräber gewöhnte Italiener Paulucci als verwahrlost (Abb. 1). Die monarchische Grabkultur folgte in Georgien bis zum Ende des 18. Jahrhunderts den byzantinischen Vorbildern: Die Könige wurden entweder in den von Monarchen gestifteten Klöstern oder in der Kathedrale von Svetic'xoveli, der ‚sakralen‘ Hauptstadt Georgiens, beigesetzt. Die Vollplastik war nach der orthodoxen Tradition weder innerhalb noch außerhalb des kirchlichen Raums zugelassen.



Abb. 2 Denkmal des Statthalters Voroncov, Tbilissi

Pauluccis Interesse für Ruhestätten erschöpfte sich aber nicht in der Kritik an den Königsgräbern. Er ließ einen seiner Vorgänger, den in Baku gefallenen russischen Befehlshaber Cicianov, einen gebürtigen georgischen Fürsten, aus Baku nach Mc'xet'a umbetten und ihm in der Kathedrale von Svetic'xoveli ein Grabmal errichten. Damit begründete Paulucci kulturelle Praktiken, die in Georgien eine ungeheuere Popularität erhalten sollten – die postume Leichentranslation, die Errichtung von Grabdenkmälern und damit die Denkmalkultur überhaupt.

Das nicht mehr erhaltene Grab Cicianovs ist in mehrerer Hinsicht aufschlussreich: Erstens wurde damit die Tradition der Verehrung von Helden und Märtyrern der Kaukasuskolonisation gestiftet. Zweitens bedeutete diese Umbettung, dass die ehemalige Ruhestätte georgischer Könige nun durch einen Repräsentanten der russischen imperialen Macht besetzt wurde. Schließlich begann mit diesem Grabmal die Umgestaltung des öffentlichen Raums – eine Transformation, die sowohl die Löschung alter Bilder als auch die Einführung neuer Formen visueller Repräsentation einschloss. Kurz darauf ordnete die russische Regierung die Übermalung der georgischen Kirchenräume an, wodurch die meisten mittelalterlichen Fresken vernichtet wurden. Da Georgien ebenso wie Russland ein orthodoxes Land war, hatte diese Übermalung aber keinen religiösen Hintergrund, es handelte sich vielmehr um eine koloniale Strategie, die auf die Löschung des visuellen Gedächtnisses abzielte.

Die Einführung der Vollplastik im Kirchenraum, dem zentralen Ort öffentlicher Versammlungen in Georgien bis zum Ende des 18. Jahrhunderts, und später auch auf öffentlichen Plätzen, lässt sich also im Kontext einer kolonialen Reform des öffentlichen Raums betrachten, die sich gleichzeitig säkularer Formen der Erinnerung und der Repräsentation bediente. Das erste Denkmal von Tbilissi, die Statue des kaiserlichen Statthalters, Fürst Michail Voroncov (1866) (Abb. 2), die 1922 demontiert wurde, sollte eine neue Bilderordnung repräsentieren, die ihrerseits Zeichen einer neuen politischen und gesellschaftlichen Ordnung war; aber gleichzeitig hatte es die Unwandelbarkeit und Unvergänglichkeit dieser neuen Ordnung zu repräsentieren.



Abb. 3 Mutter-Georgiens-Denkmal, Tbilissi

Zugespitzt lässt sich folgende These formulieren: *Das Denkmal als eine imperiale Repräsentation ersetzt in seinem Status als Ordnungsbild bzw. Bild der bestehenden Ordnung das christliche Kultbild.* Denn wenn man die Bilderordnung als eine Zirkulation der Bilder in einer Gesellschaft auffasst, die bestimmten (geschriebenen oder ungeschriebenen) Regeln unterworfen ist, dann kann man das Ordnungsbild einerseits als eine ‚Leitgattung‘ der visuellen Ordnung, andererseits aber auch als eine bildliche Repräsentation dieser Ordnung bzw. des Nomos (Carl Schmitt) einer Gesellschaft verstehen.

2. Das Mutter-Georgiens-Denkmal

Das Mutter-Georgiens-Denkmal von Elguja Amašukeli (1928-2002) wurde 1958 aus Anlass des 1500-jährigen Jubiläums der Stadt Tbilissi errichtet und avancierte bald zu einem zentralen Symbol nicht nur der Stadt, sondern des ganzen Landes. 1963 wurde die ursprüngliche Holzstatue durch eine 30 Meter große Aluminiumstatue ersetzt (Abb. 3). Das Denkmal steht auf einem Hügel und ist von der ganzen Stadt aus zu sehen. Eine junge, in die Nationaltracht gekleidete Frau hält in der rechten Hand das gesenkte Schwert, in der linken die erhobene Schale mit Wein. In Reiseführern erfährt man, dass die Mutter Georgiens mit der Weinschale die Freunde des Landes begrüße, Feinden aber mit dem Schwert begegne. Die Interpretation des Denkmals ist aber komplexer. Das Mutter-Georgiens-Denkmal ist gleichzeitig eine Affirmation und eine Negation des kolonialen Ordnungsbildes. Im Lichte des kolonialen wie auch des nationalen Diskurses wird das Denkmal wie ein Palimpsest mit mehreren Schichten gegenseitiger Überschreibungen aus den letzten 200 Jahren kolonialer und nationaler Geschichte lesbar.

Die Repräsentation eines Landes durch eine Frau ist ein alter Topos, der bis in die Antike und noch ältere Schöpfungsmythen zurückreicht. Während die Nation üblicherweise als Jungfrau allegorisiert wird, wird in der georgischen Repräsentation der Nation gerade das Mütterliche hervorgehoben. Die Mutter übernimmt symbolisch die Funktionen sowohl der Verteidigung als auch der Begrüßung der Gäste, die in einer patriarchalen Gesellschaft traditionellerweise tatsächlich dem Mann obliegen. Interpretiert man das Denkmal von dem Standpunkt des russischen kolonialen Mythos her, so wird an

Stelle des abwesenden Vaters – so die Literaturwissenschaftlerin Susan Layton – der russische Gigant mit seiner eisernen Hand imaginiert. Sowohl das gesenkte Schwert als auch das gesenkte Haupt der Statue unterstreichen den unterwürfigen Status der Mutter.

3. Die Umschreibung des kolonialen Mythos in der georgischen Literatur

Der russische koloniale Diskurs wird im georgischen Diskurs des Nationalen Mitte des 19. Jahrhunderts aufgegriffen und im Zuge eines langen Prozesses übersetzt und mehr oder weniger in sein Gegenteil transformiert. Ist im kolonialen Diskurs der georgische Vater gänzlich abwesend und aus der Narration ausgeschlossen, so erscheint er beispielsweise in einem epischen Gedicht des georgischen Romantikers Grigol Orbeliani (1804–1883) als ein Toter: „Der Trinkspruch oder das Nachtfest nach dem Krieg in der Nähe Jerevans“ ist wie eine Reihe von Trinksprüchen strukturiert, die festliche Tafel wird dabei zum Ort der Erinnerung an die Vorfahren, die ihr Leben für die Glorie des Vaterlandes gelassen haben. Das Gedicht hat jedoch einen problematischen Kontext: Zum einen ist es die Nachdichtung eines Gedichts von Vasilij Žukovskij (1783–1852), „Ein Sänger im Lager russischer Krieger“, der darin die Siege der russischen Armee rühmt. Zum anderen stehen die georgischen Protagonisten des Orbeliani’schen Gedichts im Dienste der russischen Armee. Diese doppelte Einschreibung in die koloniale Situation unterstreicht die Ambivalenz der Erinnerung: Es geht sowohl um die glorreiche Vergangenheit als auch ums Trauern über die Gegenwart, die durch das Grab des vorletzten georgischen Königs Irakli II. (1720–1798) symbolisiert wird: „Der Ruhm“ Georgiens sei „mit ihm begraben“. Bei Orbeliani wird noch die Unentschiedenheit zwischen Affirmation und Negation des kolonialen Diskurses sichtbar. Die Vaterfigur wird aufgespalten: Einerseits liegt der „Ruhm Georgiens“ im Grab, andererseits wird aber die verlorene Vaterfigur im russischen Zaren Nikolaus I. wiedergefunden. Dieser solle Georgien „die alten Tage, die Tage des Ruhmes“ zurückbringen. Mit Blick auf das Gedicht Orbelianis wird die Schale, die die Mutter Georgiens in der Hand hält, zu einem Symbol, das für ein Totenfest des Gedenkens an den toten Vater steht. Nun kann im nächsten Schritt nicht nur die Schale, sondern auch das Schwert noch einmal umgedeutet werden: Mit dem Schwert wird neben der Pathosformel der Trauer auch die Pathosformel der Rache aktiv.

Diese Verschiebung wird in Gedichten von Ilia Čavčavaje (1837–1907), Dichter, Politiker und informeller Führer des georgischen Risorgimento, sichtbar. In „Der Geist“ erscheint der Vater ebenfalls als Toter, hat aber den Ort seiner ewigen Ruhe verlassen: „Immer und Ewig, Georgien, bin ich mit Dir/Ich bin der unsterbliche Geist, der Dir immer beisteht.“ Anders als bei Orbeliani

wird der Geist des Vaters nicht nur betrauert, sondern er mahnt zur Rache. Ein Held soll wieder geboren werden, der durch seinen Opfertod das Vaterland befreit. Dem Tod dieses Helden ist ein anderes Gedicht, „Die Mutter Georgiens“, gewidmet, das den signifikanten Untertitel „Eine Szene aus der Zukunft“ trägt. In dieser Zukunft hat der Kampf um die Befreiung des Kaukasus bereits begonnen. Die Mutter schickt ihren einzigen Sohn für den Sieg des Vaterlandes in den Opfertod. „Für diesen Tag habe ich Dir, Vaterland, meinen Sohn erzogen/habe ihm das Leben gegeben, damit er für Dich sterben kann“. Anlässlich des Todes ihres Sohnes empfindet die Mutter nicht nur Trauer, sondern auch Seligkeit. „Ich bin sowohl deine Mutter“ – sagt sie ihrem Sohn – „als auch Mutter Georgiens./ Als deine Mutter werde ich um deinen Tod trauern / Als Mutter Georgiens werde ich die Seligkeit und den Ruhm erlangen“. Vor diesem Hintergrund kann man das Mutter-Georgiens-Denkmal auch anders interpretieren: So steht der Mutter Georgiens nicht der Kolonialherr zur Seite, sondern der tote Vater. Außerdem wird ein in die säkulare Sprache übersetzter eschatologischer Kampf für die Freiheit deutlich, in dessen Zentrum der Tod und die Auferstehung eines nationalen Messias stehen.

4. Das nationale Ordnungsbild

Das Mutter-Georgiens-Denkmal gehört in die Nähe zweier weiterer Denkmäler, die den nationalen Diskurs weiterführen. Das Denkmal *kidewac' daizrdebian* (Sie werden noch erwachsen) von Merab Berjanišvili (geb. 1929) (Abb. 4) stellt eine Frau mit zwei kleinen Söhnen dar, die das übergroße Schwert halten. Das Denkmal lässt sich ebenfalls im Kontext der Čavčavaje'schen Narration lesen, verweist aber explizit auf ein Volksgedicht: „Die



Abb. 4 Denkmal *kidewac' daizrdebian*
(Sie werden noch erwachsen)



Abb. 5 Ilia Čavčavaje-Grabmal, Tbilissi

Wolfsjungen von Alget'i/werden noch erwachsen/sie werden nicht sterben/ohne sich an dem Feind gerächt zu haben.“ Auch hier ist der Kampf in eine imaginierte Zukunft verlagert, in der die Söhne an die Stelle des abwesenden Vaters treten sollen.

Das dritte Denkmal dieser Reihe ist das von dem Rodinschüler Iakob Nikolaje (1876–1951) geschaffene Grabdenkmal für Ilia Čavčavaje im Pantheon von Mt'acminda in Tbilissi (Abb. 5). Auf dem als „Das trauernde Georgien“ bekannten Grabdenkmal ist eine im Profil dargestellte Frau zu sehen, die einen Lorbeerzweig in der Hand hält.

Ein Lorbeerzweig in seiner pluralen Symbolik des Friedens, der Unvergänglichkeit sowie des Triumphes wird hier zu einem Kommentar zu Čavčavajes Gedicht „Die Mutter Georgiens“. Einerseits trauert die Mutter um ihren gefallenen Sohn, andererseits wird sein gewaltsamer Tod im Sinne des bereits zitierten Gedichtes als Opfertod und damit auch als Triumph gedeutet.

Die Symbolik des Lorbeerzweigs wurde nach der Wende 1990 ein weiteres Mal aufgegriffen. Kurz nach der Unabhängigkeitserklärung 1991 nahm der Bildhauer Amašukeli am Mutter-Georgiens-Denkmal eine entscheidende Veränderung vor (Abb. 6). Die Mutter Georgiens hat in dieser Neuauflage ihr zuvor demütig gesenktes Haupt erhoben, und kann nun stolz in die Zukunft blicken. Darüber hinaus hat der Bildhauer ihr Haupt mit einem Lorbeerkranz geschmückt. Der Lorbeer in seiner ambivalenten Symbolisierung des Todes und des Triumphes ist zu einem eindeutigen Zeichen des Triumphes geworden. Der Lorbeerkranz stellt zudem eine Verbindung zwischen Ilia Čavčavaje und der Mutter Georgiens her.

Das Ilia Čavčavaje-Denkmal in Batumi (Abb. 7) zeigt den thronenden Dichter, zwei weibliche Figuren halten einen Lorbeerkranz über seinen Kopf. Der tote Dichter, den das Grabmal als einen für das Vaterland gefallenen Sohn darstellt, wird hier als Triumphator, als ein *pater patriam* repräsentiert. Die Mutter Georgiens wird damit zu einer Mutter des säkularisierten gekreuzigten und auferstandenen Messias, des Retters des Vaterlandes transformiert.



Abb. 6 Mutter-Georgiens-Denkmal (1991)



Abb. 7 Ilia Čavčavaje-Denkmal, Batumi

Das Mutter-Georgiens-Denkmal ist als Antwort auf einen Machtanspruch und Anspruch auf die unwandelbare Dauer lesbar, Ansprüche, die sowohl vom kolonialen Diskurs als auch von der kolonialen Bildordnung erhoben wurden. Die Abwesenheit des männlichen Protagonisten im kolonialen Diskurs wird im nationalen Diskurs in eine Abwesenheit des Vaters konvertiert, der zunächst als tot und dann als auferstanden imaginiert wird. Im Sujet der Auferstehung werden christliche Kategorien auf die politische Geschichte übertragen. 1801 wurde der Verlust der Unabhängigkeit mit Martyrium und Tod symbolisiert, 1990 ihre Wiedererlangung mit der Auferstehung. Die ‚Personifizierung‘ des Landes wird dabei zwischen der Vater- und Mutterfigur aufgespalten: In der nationalen Umdeutung des kolonialen Diskurses repräsentiert die Mutter Georgiens den toten Vater, die beiden Figuren werden aber nach der ‚Auferstehung‘ amalgamiert und bilden eine Einheit. Die christliche Kodierung der Auferstehung erlaubt es, die Wiedererlangung der Unabhängigkeit als triumphales und zentrales Ereignis der georgischen Geschichte zu feiern. Wenn im nationalen Diskurs des 19. Jahrhunderts der Kampf für die Freiheit in seiner säkularisierten Form die Züge des zukünftigen eschatologischen Kampfes erhielt, so scheint in der Neuauflage des Mutter-Georgiens-Denkmal sowie im Ilia Čavčavaje-Denkmal in Batumi diese Zukunft bereits eingetreten zu sein.

5. Das nationale Ordnungsbild und der Stalinkult

Was aber verbirgt sich hinter dieser neuen Ordnung? Das Mutter-Georgiens-Denkmal versucht einerseits den Sieg im Kampf mit dem kolonialen Diskurs und Ordnungsbild zu feiern, aber andererseits auch seinen eigenen, vom kolonialen Ordnungsbild geerbten Machtanspruch zu postulieren. In historischer Perspektive wird dieser Machtanspruch in der Stalinfigur sichtbar, die in das nationale Pantheon integriert wurde.

Die Zeitung *Prawda* bezeichnete Stalin am 12. April 1936 als den Vater aller Völker der UdSSR und leitete damit den Stalinkult ein. Diese Erhebung Stalins zur Vaterfigur bedurfte allerdings sowohl einer historischen Legitimation als auch der Mythologisierung und Heroisierung. In Russland wurde Stalin in die imperiale Tradition eingeschrieben. Der Kult des politischen Führers knüpfte an den Zaren Peter I. an, der 1721 neben dem Titel des Kaisers auch zum *pater patriam* ausgerufen wurde. In Georgien dagegen wurde Stalin in die Tradition der nationalen Narration *Ilia Čavčavajes* eingeschrieben und stellte ihn damit implizit als den ersehnten nationalen Messias dar, der dem kleinen Vaterland zu Weltruhm verhelfen sollte. Diese Einschreibung fand ihren symbolischen Ausdruck in der Beisetzung von Ekaterine Juğšašvili, der Mutter Stalins, im Pantheon von Mt'acminda, dem Friedhof, der die prominentesten Figuren der georgischen Geschichte des 19. und des 20. Jahrhunderts versammelt, unter anderen auch *Ilia Čavčavaje*. Interessanterweise wurde Stalins Mutter, anders als andere dort beigeetzte Protagonisten der georgischen Sowjetgeschichte, nach dem Zerfall der UdSSR nicht umgebettet. Ihr Status im säkularen Pantheon der georgischen Geschichte als Double der Mutter-Georgiens wurde damit stillschweigend anerkannt. Das neue Ordnungsbild bedeutet somit auch die implizite Affirmation des Stalinkultes.

6. Semantiken des Denkmalsturzes

Der Machtanspruch des neuen Ordnungsbildes hat aber noch zusätzliche Implikationen. Die Auferstehungsmetapher hat neben einer starken christlichen Konnotation auch die der Rückkehr eines Untoten, eines Revenants. Die Phantasmen, die mit der Rückkehr des Denkmals als Revenant verbunden sind, werden in den Sujets des steinernen Gastes sichtbar (etwa im Sujet des Don Juan oder des Puškin'schen „Ehernen Reiters“, der die Machtansprüche der Statue auf die Spitze treibt). In diesem Sujet kommt die Statue zurück, um die erschütterte Ordnung, die sie repräsentiert, wiederherzustellen. Anders als in der christlichen Auferstehungsmetapher wird in diesem Sujet nicht das Lebendig-, sondern das Totsein akzentuiert. Dieses Totsein ist sakral kodiert und wird damit unantastbar. Die autoritäre Autorität des Ordnungsbildes schützt die Ordnung, die es repräsentiert. Jeder, der die Ruhe dieses Toten zu stören wagt, wird zu einem Grabschänder. Die Phantasmen der Grabschändung und der mit ihr verwandten Praktik des Denkmalsturzes bekommen damit die Implikation der Rebellion gegen den Machtanspruch des Ordnungsbildes.

Ein letztes Beispiel führt die historische Perspektive mit einer Menge theoretisch möglicher, aber nicht immer realisierter Entwicklungsmöglichkeiten des Denkmalsujets zusammen. In dem Film *Die Reue* (1987) von Tengiz Abulaj (1924–1994) wird der Diktator Varlam Aravije, für den Lavrenti Beria, ein prominenter Vertreter des Stalinregimes, das Vorbild abgibt, feierlich beigesetzt. In der Grabrede wird er als ein verdienter Staatsmann gefeiert, jedoch gleich in der ersten Nacht nach der Beerdigung wieder ausgegraben. Der anonyme Grabschänder subvertiert damit das Paradigma des Denkmals. Zum einen wird die Heterotopie des Friedhofs (Foucault) in den ‚normalen‘ öffentlichen Raum verlegt, wenn die Familie die Leiche vor dem Haus findet. Zum anderen wird die säkularisierte Figur der Auferstehung, die in der nationalen Narration zum Zeichen des Triumphes wird, anders ausgelegt, indem sie nicht auf das christliche Sujet der Auferstehung verweist, sondern auf das mythologische Sujet der Rückkehr eines Untoten. Nach der erneuten Beerdigung wird die Leiche wiederum ausgegraben. Diese Serie der Beerdigungen und Exhumierungen dauert fort, bis eine Frau von der Polizei gefasst wird. Die Täterin ist die Tochter eines Malers, der zusammen mit seiner Frau den Repressionen des Diktators Varlam Aravije zum Opfer fiel. Der Gerichtsprozess der Leichenschänderin verwandelt sich in einen Prozess gegen den toten Diktator und die Erinnerung an ihn. Der Enkel des Diktators, der die Wahrheit nicht ertragen kann, nimmt sich das Leben, sein Sohn gräbt schließlich eigenhändig seinen Vater aus und entsorgt die Leiche. Das Grab wird im Film in seiner Funktion als Erinnerungsträger problematisiert. Der Akt der Leichenschändung führt das Grab und das Denkmal ein weiteres Mal zusammen und zeigt das Grab nicht als Träger der Erinnerung, sondern als Symbol der Verdrängung eines Verbrechens. Die ‚erzwungene Erinnerung‘, die den Anspruch erhebt, zum Gedächtnis in der von ihr vorgeschriebenen Form zu werden, wird von der ‚alternativen‘ Erinnerung in Frage gestellt. Die Exhumierung der Leiche und ihre Platzierung im öffentlichen Raum persifliert das Paradigma des Denkmals und lässt es als das erscheinen, was es eigentlich ist: die Ausstellung eines toten Körpers, die den Anspruch erhebt, seine Macht über die Lebenden auszuüben.

7.

Das semantische Feld des Grabes und des Denkmals als seiner metaphorischen Form impliziert die Appellstruktur (W. Iser) des Denkmals, seinen Anspruch auf die als eine un-

wandelbare Dauer verstandene ‚soziale Ewigkeit‘. Gerade durch diese Appellstruktur ist das Denkmal aber von dem sozialen Umfeld und letzten Endes von der Anerkennung abhängig. Das im neuen Ordnungsbild sichtbar werdende Georgien repräsentiert durch die gegenseitig substituierbaren Mutter- und Vater-Figuren eine neue Ordnung; und damit auch eine bestimmte Sicht der nationalen Narration. Das gedächtnistheoretische Problem der Appellstruktur des Denkmals gewinnt dadurch an Aktualität. Wie jede Ordnung arbeitet auch diese mit Inklusionen und Exklusionen, und als Erinnerung hängt sie ebenfalls mit Mechanismen der Verschiebung, Verdichtung und Verdrängung zusammen. Damit wird das neue Ordnungsbild zwar zu einem Symbol der Unabhängigkeit, allerdings einer Unabhängigkeit, die nicht etwa mit der Freiheit von einer bestimmten und bestimmenden Vergangenheit gleichzusetzen ist. Diese bestimmte und bestimmende Erinnerung, repräsentiert durch die Figur des auferstandenen Vaters, wird zu einem *non du père* (Lacan) für andere Erinnerungen, zu einem Verbot, das das Gesetz und die Ordnung der Erinnerung diktiert. Die Erinnerung wird damit zu einem Gegenteil des Gedächtnisses, das die Totalität aller Erinnerungen enthält. Ein Ordnungsbild symbolisiert aber nur eine Erinnerung, die sich für das ganze Gedächtnis ausgibt. Damit wird das Denkmal zu einem Symbol einer ‚erzwungenen Erinnerung‘ par excellence.

Dr. Zaal Andronikashvili ist seit 2006 wissenschaftlicher Mitarbeiter im Projekt „Topographie pluraler Kulturen Europas in Rücksicht auf die Verschiebung Europas nach Osten“ im Zentrum für Literatur- und Kulturforschung. Er studierte Geschichte, Archäologie und Germanistik in Tiflis, Saarbrücken und Göttingen und war an der Ivane Javakhishvili Universität Tiflis und Ilia Chavchavadze Universität Tiflis tätig. Er arbeitet zur Theorie des Sujets, Theorie und Figuren des Raumes, Kulturgeschichte Georgiens, des Kaukasus und des Schwarzmeerraumes.

Literaturhinweise:

- Ilia Čavčavaje, „Der Geist“, in: *Ausgewählte Werke in 5 Bänden*, Tbilissi 1985, Bd.1, S. 143–161.
 Ilia Čavčavaje „Die Mutter Georgiens“ (Eine Szene aus der Zukunft), in: *Ausgewählte Werke in 5 Bänden*, Tbilissi 1985, Bd. 1, 161–169.
 Susan Layton, „Eros and empire in Russian literature about Georgia“, in: *Slavic Review* 57 (1992), S. 194–213.
 Grigol Orbeliani, „Der Trinkspruch oder das Nachtfest nach dem Krieg in der Nähe Jerewans“, in: *Gesammelte Werke*, Tbilisi 1959, S. 89–106.
 V. A. Potto, Der kaukasische Krieg, in 5 Bänden, Bd. 1, „Von den ältesten Zeiten bis Ermolov“, Moskau 2006.



Bericht über das Forschungsjahr 2008
Geisteswissenschaftlichen Zentren Berlin e.V.

Schützenstraße 18 | 10117 Berlin
fon 030. 20 192-130 | fax 030. 20 192-120
www.gwz-berlin.de

Herausgeber: Der Vorstand

Koordination: Wolfgang Kreher

Redaktion:

Svenja Becherer, Laura Downing, Werner Frey, Rebecca Glanz, Sonja Hegasy, Wolfgang Kreher, Dirk Naguschewski

Redaktionsassistentz:

Elke Dresler, Sabine Zimmermann

Korrektorat: Ulrike Freywald, www.text-und-stil.de

Bildredaktion:

Svenja Becherer (ZMO-Teil), Werner Frey (ZAS-Teil), Rebecca Glanz (Umschlag und GWZ-Teil),
Wolfgang Kreher (Umschlag und GWZ-Teil), Dirk Naguschewski (ZfL-Teil)

Titelbild:

Carl Gustav Carus: *Die Dreisteine im Riesengebirge*, 1826, Galerie Neue Meister, Staatliche Kunstsammlungen Dresden
Photo: Gerhard Reinhold

Bild Einführung:

© Gilbert Garcin: Kollage *L'équilibre parfait* – Perfect balance auf S. 8

Abbildungen:

Zaal Andronikashvili S. 73–75, S. 77–79; Archiv Ulrike Freitag S. 208; Archiv Manfred Krifka S. 86; Archiv Flagg Miller S. 231; Archiv Barbara Stowasser S. 229; Archiv ZAS S. 88, 90, 93, 96, 99, 100, 102–103, 105, 109, 112, 115, 118, 128; Archiv ZMO S. 209–210, S. 214–217, S. 219–224, S. 227–234; Cicero Galerie Berlin S. 213; Google Earth S. 40; Soraya Hosni/Manfred Krifka S. 42, S. 46–49; Florian Keller S. 10, 148, 150, 157, 159, 160, 162–164, 166, 168–171, 173, 175–178; Osburg Verlag Berlin S. 232; „Quarterly Jottings issued by the John G. Paton Mission Fund, 1914, S. 45; Tom Reiss/Osburg Verlag Berlin S. 66, S. 68, S. 70–71; RB-DESKKART www.welt-atlas.com S. 38; Mathias Schenner S. 55–58, S. 61–62;

Umschlag, Layout und Satz: doppelpunkt, Berlin, www.doppelpunkt.com

Druck und Verarbeitung: ???

Die Herausgeber haben sich bis Produktionsschluss intensiv bemüht, alle Inhaber von Abbildungsrechten ausfindig zu machen. Personen und Institutionen, die möglicherweise nicht erreicht wurden und Rechte an den verwendeten Abbildungen beanspruchen, werden gebeten, sich nachträglich mit den Geisteswissenschaftlichen Zentren in Verbindung zu setzen.

© GWZ Berlin 2009



Initiative Deutschland – Land der Ideen

Das Zentrum Moderner Orient und das Zentrum für Literatur- und Kulturforschung wurden 2007 im Rahmen der Initiative „Deutschland – Land der Ideen“ als *Ausgewählter Ort* ausgezeichnet.

Die Geisteswissenschaften. ABC der Menschheit

Im Jahr 2007 standen erstmals die Geisteswissenschaften im Mittelpunkt eines Wissenschaftsjahres. Nach sieben Jahren, die sich den Naturwissenschaften widmeten, wurden nun die Vielfalt und Bedeutung der geisteswissenschaftlichen Fächer, Themen und Methoden in die Öffentlichkeit gerückt. Dabei wurde ihre international anerkannte Qualität sichtbar gemacht. Die drei Berliner Zentren waren mit zahlreichen Veranstaltungen aktiv an dem Wissenschaftsjahr beteiligt.

Geisteswissenschaftliche Zentren Berlin
Centers for Advanced Study in the Humanities

Schützenstraße 18 | 10117 Berlin

www.gwz-berlin.de